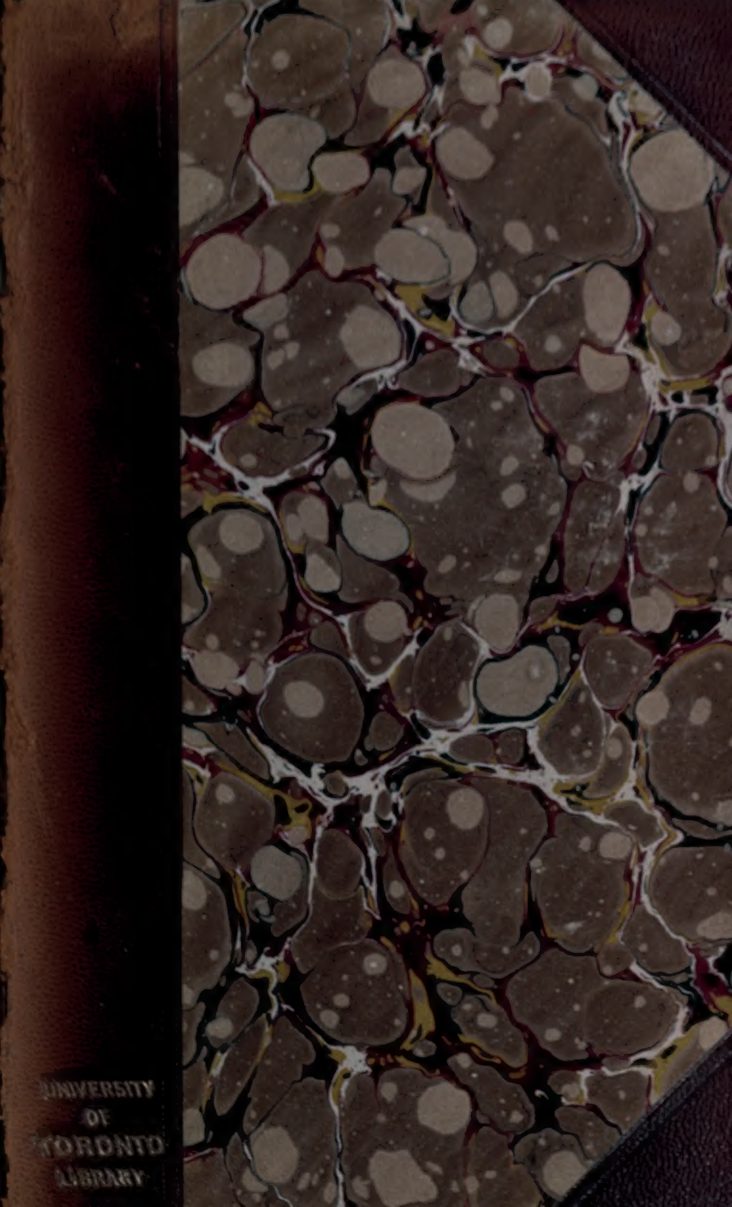
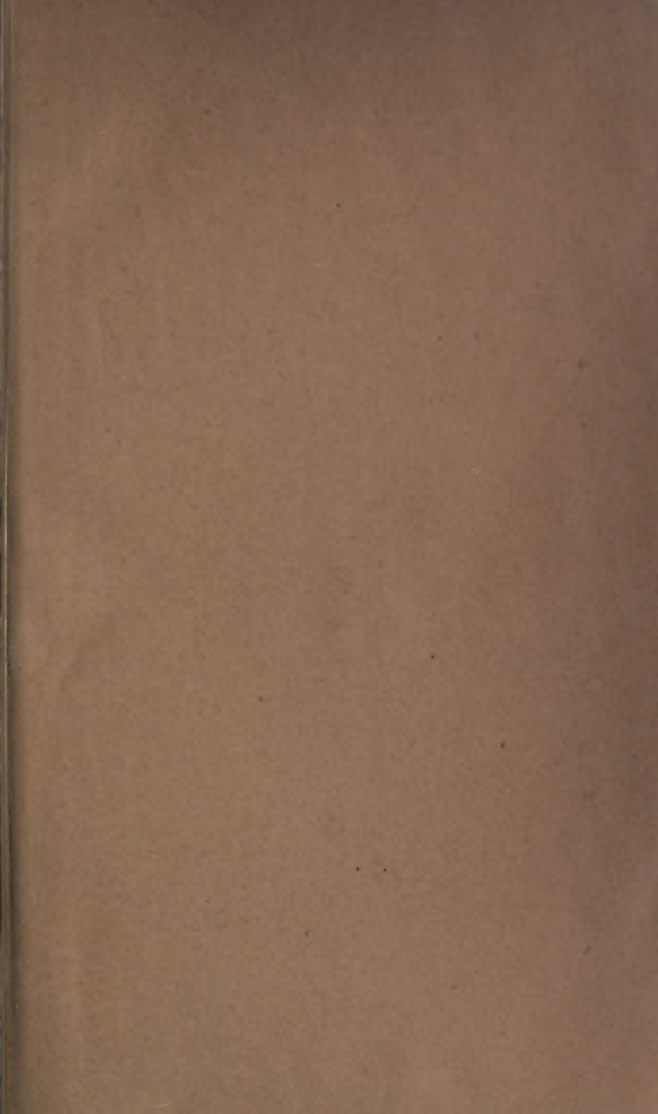

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Satyren der Deutschen.

Erster Theil.

Liscov's Schriften.

Erster Theil.

Berlin,
in der Himburgischen Buchhandlung.
1806.

An die Leser.

Unstreitig gehört Liscov zu den genievollsten Schriftstellern seines Zeitalters, in welchem eben die Morgenröthe des guten Geschmacks in Deutschland aufging und ihre ersten freundlichen Stralen wohlthätig verbreitete.

Er verdient mit Recht unter allen deutschen Satyrikern einen vorzüglichen Rang und in der Ironie hat ihn vielleicht noch keiner übertroffen. Er ist der Swift der Deutschen, und wenn er von seinen Zeitgenossen nicht nach seinem vollen Werthe geschätzt wurde, so lag der Grund darin, daß

er — wie alle eminenten Geister — über sein Zeitalter erhaben war; und daß die von ihm gezüchtigten Thoren alles aufboten, um einen so furchtbaren Gegner zu unterdrücken.

Hierzu kam noch, daß Liscov fast alle seine Satyren auf bestimmte Personen richtete, die durch ihn allgemein lächerlich wurden, und daß ihn die damalige Orthodoxen mit dem unerbittlichsten Haße verfolgten. Als die von ihm verspotteten Individuen in die wohlverdiente Vergessenheit versanken, vergaß man auch die wider sie geschriebenen Satyren, und die Orthodoxen seiner Zeit sahen in seinen Schriften nur freche Religionsspöttereien, verlästerten ihn als einen Freigeist und Pasquillanten, der hämisch und schadenfroh sey, und nur darin sein Vergnügen fände, andere dem Gelächter des Publikums Preis zu geben. Der große Haufe, der nie selbst prüft, ließ sich durch

dies Geschrei verführen, und stimmte in das Anathema der Heuchler mit ein, die seinen Spott fürchteten.

Liscov hatte aber einen höhern Zweck bei seinen Satyren; er wollte nicht die einzelnen Thoren züchtigen, sondern die zu seiner Zeit herschenden Narrheiten. Er wählte zwar aus dem ganzen Haufen einen eminenten Narren namentlich, aber nur um ihn, seines Gleichen zur Warnung, in seiner ganzen lächerlichen Blöße darzustellen, und fast jede Seite in seinen sogenannten persönlichen Satyren kann den unbefangenen Leser überzeugen; daß er die Kunst verstand, in dem zum Ziel seines Witzes gewählten Original die Thorheiten der ganzen Klasse, wie in einen Brenpunkt, glücklich zu vereinen. Er hatte dabei immer die Absicht vor Augen, die Narrheiten und Abgeschmacktheiten seiner Zeitgenossen zu verspotten und von ihrer lächerlichen Seite darzustellen, und diese

Absicht hat er gewiß mit großer Kunst und Gewandheit erreicht.

Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke dabei höchst correkt, und die meisten seiner Schriften dürfen einen Vergleich mit den schönsten Blüthen unserer spätern Literatur nicht scheuen. Sein Witz ist derb aber treffend, und man merkt es bald, daß er nur, als ein strenger Richter, aus Ueberzeugung, nicht aber als ein schadenfroher Tyrann, aus Uebermuth die Geissel führt. Es giebt Witzlinge aus Bosheit, die dann und wann glückliche witzige Einfälle haben, und es giebt witzige Köpfe, die aus Fülle des Witzes zuweilen boshaft werden; zu der Zahl der letztern muß man Liscov rechnen, und diese Fülle ironischer Laune mag ihn über die Härte entschuldigen, mit der er zuweilen seine Gegner strafte, wenn sie sich widerspenstig bezeigten und seine Spottsucht reizten.

Die Nachrichten von seinem Leben sind äusserst dürftig, mangelhaft und fragmentarisch. Sein Geburtsjahr und die Geschichte seines frühern Lebens liegen in völliger Dunkelheit. Er lebte einige Zeit als Kandidat der Rechte zu Lübeck. Der Domdechant und Geheimerath von Thienen nahm ihn in sein Haus und vertraute ihm den Unterricht seiner beiden Stiefsöhne. Hier soll eine ihm widerfahrne Unannehmlichkeit ihn zuerst zu seinen satyrischen Aufsätzen gegen den damals lebenden Vielschreiber Magister Sievers veranlaßt haben. Der Domdechant von Thienen hatte nemlich seine Stiefsöhne von dem Kantor Sievers, dem Vater des Magisters, examiniren lassen, um zu sehen, was Liscov's Unterricht gefruchtet habe. Da die Kinder in dem Examen nun nicht sonderlich bestanden, so bekam Liscov Vorwürfe, und seine bisherigen Schüler wurden dem Kantor zur fernern Unterweisung übergeben.

Von Lübeck ging Liscov darauf als Privatsecretair zu dem Geheimen-Rath von Blome, dem Probst des adelichen Klosters Pretz, ungefähr um das Jahr 1738 und 1739. In oder vor dieser Periode hat er auch einige Zeit in Mecklenburg auf dem Lande zugebracht; vielleicht auf den Gütern des Geheimen-Raths. Von diesem Zeitpunkt an fehlen alle Nachrichten von ihm, bis er endlich wieder in Dresden erschien, wo er an dem Geheimen-Rath von Heinecke einen thätigen Gönner gefunden hatte. Aber auch hier sollte sein reizbares Gefühl für das Lächerliche und Unschickliche ihm nachtheilig werden. Es war ihm unmöglich, einen witzigen Einfall zu unterdrücken, und wenn er auch die bösen Folgen davon vor Augen sah. Sein Witz war mächtiger wie seine kalte Politik. Er beleidigte in Dresden durch einige Sarkasmen seinen Gönner; und durch ähnliche sarkastische Einfälle über

den damaligen englischen Minister am Dresdner Hofe zog er sich das Unglück zu, Dresden verlassen zu müssen. Er starb zu Eulenburg 1759, und wie man sagt, im Gefängniß.

Wenn dies wirklich sein Schicksal gewesen, so verdient er um so mehr die Theilnahme der Nachwelt, da er, nach dem Zeugniße glaubwürdiger Männer, gar keinen persönlichen Groll hegte, gar nicht hassen, gar nicht erbittert werden konnte. Er lachte nur, wenn er Lächerlichkeiten nach Verdienst geisselte. Er lachte nur, als Sievers, der sich nicht mehr getrauete, mit einer gedruckten Schrift hervorzutreten, ihn, obgleich nicht namentlich, in Lübeck desto ärger abkanzelte; ja einmal, als er gegen die gottlosen Freidenker losdonnerte, wobei er Liscov'n im Sinn hatte, so in Wuth gerieth, daß er sein Wasser in reichlichem Maße fahren ließ, und nicht nur seine Bein-

kleider, sondern auch die Kanzel stark befeuchtete. Eine Menge Gedichte, sogar in französischer Sprache, wurden auf Sievers verfertiget, und Hagedorn, Liscov's vertrauter Freund, machte selbst zwei. — Liscov machte sich aus diesen Abkanzelungen nichts. Er schrieb in dem Augenblick, als er von diesem Vorfall auf der Kanzel hörte, lachend nieder:

Bei jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen.
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach: die Zeiten bessern sich,
Ein Mann thut, was sonst Zweene thaten.
Drum Spötter, ist euch noch zu rathen:
So lacht nicht, wenn mein Sievers p — t,
Und wenn er pflanzt, zugleich begießt.

Und in einer Antwort auf ein von Hagedorn an ihn gerichtetes Gedicht schließt er mit den Zeilen:

Mein Makewind *) hat vor mir gute Ruh,
Ich thu ihm weiter nichts — Es spotte wer da will,
Ich spotte nicht mehr mit. — Denn Spötter, ihr sollt wissen,
Läßt er sein Schmieren nur, so mag er immer p — ss — n.

Liscov war weder hämisch noch sittlos; aber seine Feinde beschuldigten ihn beides. Dies ist das gewöhnliche Schicksal des Satyrikers, und Liscov ist ihm auch nicht entgangen.

Wenn es Wahrheit galt, so war es ihm gleich, ob er einen elenden Schriftsteller oder einen Staatsminister vor sich hatte. — Pott schreibt von ihm: „Hätte Graf Brühl, damaliger Königlich Polnischer und Kurfürstlich Sächsischer Minister, mit welchem Liscov, vermöge seines Amtes und der ihm anvertrauten Geschäfte, ar-

*) Diesen Namen hatte er dem Magister Sievers beigelegt.

beitete, Liscov'n Gehör gegeben, so würde Kursachsen und Deutschland keinen siebenjährigen Krieg gesehen haben. Liscov erklärte Brühlen gerade und offen seine Meinung.

Da dies nichts fruchtete, sagte er ihm, Stirn gegen Stirn, auf Liscovische Weise die Wahrheit, so daß Brühl (ein Mann von übrigens wirklich großen Anlagen und Talenten) des Widerspruchs nicht gewohnt, und durch kriechende Schmeichler verdorben, höchst erbittert gegen ihn wurde, und ihm möglichst weh zu thun suchte; aber Liscov — lächelte und behandelte ihn in philosophischer Ruhe auf seine launige Art.

Da ein Brühlianer auf Friedrich des Großen Kriegszüge in Sachsen das Epigramm machte:

Attila, Teutoniam populans, fuit Hunnus, at alter,
Saxoniam populans, Attila, Prussus erat.

verfertigte Liscov in lateinischen Versen einige Parodieen dagegen.

Die ersten Ausgaben von Liscov's einzelnen Schriften sind äußerst selten geworden. Er hat sie aber 1739, außer der erst lange nach seinem Tode herausgekommenen Abhandlung über die Unmöglichkeit der guten Werke zur Seligkeit, (eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an den Herrn M. S.) unter dem Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, zusammen herausgegeben, und nach solchen ist diese Ausgabe mit der größten Genauigkeit, selbst bis auf die Ortographie veranstaltet worden; weil es eine Entweihung des Namens des Verewigten gewesen wäre, ihm durch Abkürzungen und Veränderungen seine charakteristische Originalität zu schmälern.

Ueber die einzelnen Satyren findet man die nähern Erläuterungen in den Anmerkungen, und um ganz vollständig zu seyn,

sind auch in solchen die von Liscov damals aufgesetzten Rezensionen, welche zuweilen die erste Veranlassung zu seinen Satyren und literarischen Fehden gegeben haben, mit abgedruckt worden, denn auch in ihnen spricht sich Liscov's Geist in seiner ganzen Kraft aus.

Was er übrigens bei der Herausgabe seiner Schriften im Jahr 1739 in der Vorrede selbst gesagt hat, mag hier als seine beste Apologie einen Platz finden:

„Ich sehe vorher, daß diejenigen, welche sich an meinen Schriften, zu der Zeit, als sie einzeln heraus kamen, so sehr geärgert haben, über gegenwärtige Sammlung derselben gleichfalls erbärmlich seufzen werden. Allein, wie sehr ich sie auch desfalls beklage, so kann ich ihnen doch nicht helfen."

„Ich habe es dem Herrn Verleger nicht verwehren können, meine Schriften zusammen drucken zu lassen. Mit dem müssen sie es ausmachen. Ich bin unschuldig, und würde für mich selbst nimmer

darauf verfallen seyn, an eine Sammlung und neue Auflage solcher Kleinigkeiten zu gedenken, die vielleicht kaum des ersten Drucks würdig gewesen sind.“

„Sind meine schwachen, murrischen, eigensinnigen und scheinheiligen Leser mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden: so weiß ich nicht, wie ich es anfangen soll, ihren Zorn von mir abzuwenden. Bußthränen müssen sie von mir nich' erwarten. Denn, wie wenig ich auch in meine Schriften verliebt bin: so sehe ich sie doch nicht mit solchem Abscheu an, als Buchka seinen Muffel. Es gereuet mich nicht, daß ich sie gemacht habe. Ich liebe sie als meine Kinder, und meine Absicht ist nicht, sie in dieser Vorrede zu verfluchen. Ich ertheile ihnen, da ich sie von neuem in die Welt schicke, meinen väterlichen Segen.“

„Dieses ist die letzte Pflicht, die ich ihnen leiste. Um ihr Schicksal werde ich mich wenig bekümmern. Sie haben schon Gutes und Böses erfahren, und es kann ihnen nicht viel ärger ergehen, als es ihnen ergangen ist, da sie das erstemal in der Welt erschienen. Wenigstens werden sie, allem Ansehen nach, nicht mehr so vielen ungleichen Urtheilen unterworfen seyn, als ehemals;

weil sie, eben darum, daß sie nicht mehr neu sind, wenig Käufer und Leser finden werden."

„Dieses kann vielleicht den Herrn Verleger verdriessen; aber mich nicht. Ich weiß, daß satyrische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauern soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen, als ich. So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpfet ist, ist mein einziger Endzweck gewesen. Diesen Endzweck habe ich erreichet. Damit bin ich zufrieden, und es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieselben zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels apres ma mort. *)

„Ich bin versichert, daß man mich mit dieser Ehre verschonen wird. Durch meine Schriften habe

*) S. les nouvelles Oeuvres de Mr. le Pais.

habe ich sie zum wenigsten nicht verdienet. Ich habe in selbigen die Blösse gewisser Leute aufgedecket, die so schon offenbahr genug war. Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erleget; sondern nur mit Zwergen gekämpfet habe: und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten habe."

„Viele haben es mir sehr verdacht, daß ich mich mit solchen Leuten in einen Kampf eingelassen: sie haben gesagt:

— — — demit honorem
Aemulus Ajaci — — — *)

und von meinem Verfahren Urtheile gefället, die mir eben nicht rühmlich sind."

„Wenn ich wollte, so könnte ich mein Verfahren durch die ironischen Ausdrückungen, die in der Bibel vorkommen, eben so gründlich rechtfertigen, als gewisse hitzige Priester ihre Grobheit durch einige harte Worte, deren sich die Propheten, Christus und die Apostel bedienet haben. Allein ich will es nicht thun. Ich will ihnen, auf eine an-

*) Ovid. Metam. Lib. XIII. v. 16. 17.

dere Art, weisen, daß sie nicht wissen, was sie sagen, wann sie meine Satyren verdammen, und sie dahin bringen, daß sie selbst meine Vertheidiger werden sollen."

„Ich gebe ihnen demnach zu, daß man in der Christenheit von keinen Satyren wissen würde, wenn es den Aposteln gelungen wäre, alle Welt so weise zu machen, als sie es selbst waren. Aber sehen sie dann nicht, daß man, auf den Fall, auch von Krieg und Kriegesgeschrey nichts hören würde? Ist es nicht offenbar, daß man, wenn es mit dem Eifer, mit der Andacht, mit der Selbstverleugnung, und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche die Christen in der ersten Hitze von sich blicken liessen, Bestand gehabt hätte, von Processen, von Ost- und Westindischen Compagnien, von Manufacturen, Tanzen, Fechten und dergleichen nicht das geringste wissen würde? Es würde niemand Bücher schreiben, und sich in Wissenschaften vertiefen, die so viel Zerstreuung in sich fassen; die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau, und von anderer unumgänglich nöhtiger Handarbeit übrig hätten, mit Werken der Liebe, und im Gebet zubringen. Darum aber hält niemand, als ein Quä-

ker und Wiedertäufer, den Krieg für unerlaubt und sündlich Die Priester zwoer im Kriege verwickelter christlichen Republiken bitten von beyden Seiten, Gott möge die Waffen der ihrigen gesegnen, und singen, ohne Scrupel, das Te Deum, wenn ihre Partey einen Sieg erhalten hat. Kein Priester in einer Handelsstadt macht sich ein Gewissen, auf der Canzel für einen Schiffer zu beten, der mit Schiff und Volk nach Bourdeaux gegangen ist; wohin er doch niemalen kommen würde, wenn er so gesinnt wäre, als die ersten Christen zu Jerusalem. Ja, der Priester thut diese Vorbitte zuweilen aus Absichten, die er nicht haben würde, wenn der Geist der Apostel auf ihn ruhete. Ein Kaufmann, ein Soldat, ein Advocat, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister, das sind alles Leute, von denen niemand glaubt, daß ihre Profeßion sie ungeschickt mache zum Reiche Gottes. Und wer verdammet die Gelehrten?"

„Man muß also gestehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Christenthums zum Endzweck haben, nicht bestehen kann, und welches nimmer geschehen würde, wenn alle Welt diese Regeln genau beobachtete. Ich verlange nichts mehr

als daß man nach diesem Satze, den man, ohne sich zu widersprechen, und ohne die ganze heutige Christenheit zu verdammen, nicht leugnen kann, die satyrische Schreibart beurtheile. Ich bin sehr höflich; aber es sey darum. Ich will zufrieden seyn, wenn man nur so billig ist, und dieser unschuldigen Schreibart mit dem Kriege und mit den Processen gleiches Recht wiederfahren lässet. Thut man dieses nicht, so sage ich, daß man Mücken seiget, und Cameele verschlucket."

„Es kömmt wahrlich lächerlich heraus, daß man sich stellet, als könne man ein unschuldiges Spotten mit dem Sinne des Christenthums nicht reimen; da man doch so künstlich ist, daß man Krieg und Blutvergiessen, Aufruhr und Zwietracht als Dinge vorstellen kann, die mit dem Christenthum gar wohl bestehen können. Ich habe wider die Gründe, die man zu dem Ende anführet, nichts einzuwenden. Ich bekenne, Krieg und Processe sind ein nothwendiges Uebel, und werden durch die vorhergegangene Beleidigung so erlaubt und unschuldig, als sie sonst an sich verwerflich sind. Aber ich bin auch versichert, daß eine Satyre wider ein närrisches Buch (denn von solchen rede ich nur) durch die Thorheit des Scribenten, der ein solches

Buch heraus giebt, ganz und gar entsündiget wird. Benimmt uns das Christenthum das Recht nicht, uns wider Unrecht zu wehren: so wird es uns auch ja die Befugniß lassen, der überhand nehmenden Schmiersucht alberner Schreiber zu steuren. Ich weiß nicht, ob es natürlicher ist, eine angethane Beleidigung zu rächen, als über das, was lächerlich ist, zu lachen. Man wird sprechen: „Die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit ausgeübet, die das Schwerd nicht umsonst führet; hergegen würden die Satyren von Leuten gemacht, die nicht das geringste Recht hätten, ihren Nächsten auszuhöhnen" Aber man muß wissen, daß ein Mensch, der lesen und schreiben, und von einem Buche urtheilen kann, auf seine Art, eben sowohl ein geistlicher König ist, als ein Christ, und seine Feder so wenig umsonst führet, als die Obrigkeit ihr Schwerd. Die Rache, die ein solcher an einem elenden Scribenten ausübet, der ihn insbesondere nicht beleidiget hat, und den er oft gar nicht kennet, kann nicht als eine Privatrache angesehen werden. Sie ist folglich erlaubt, und gründet sich auf ein Recht, welches ich in meiner unpartheyischen Untersuchung so nachdrücklich behauptet habe, daß es nicht nöhtig ist, hier desfalls ein Wort mehr zu

sagen. Die Herren, die so hurtig gewesen sind, mich zu verdammen, werden indessen wohl thun, wenn sie das, was ich bisher gesagt habe, reiflich überlegen. Sie werden finden, daß meine Verdammniß unzählige Seelen mit ins Verderben reissen wird, und mich daher, um so vieler Unschuldigen willen, begnadigen. Soll ich aber allein der Sünder seyn: so muß ich es zwar geschehen lassen, daß ein so unbarmherziges Gericht über mich ergehet; aber kluge Leute werden wohl sehen, wie parteyisch sie richten: und ich muß mich damit trösten, daß mein Gewissen mich von aller Bosheit losspricht, die sie in meinem Verfahren bemerken."

„Was habe ich dann gethan? Ich habe einigen elenden Scribenten, die sich dünken liessen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesaget. Sollte dieses eine so grosse Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen sol-

chen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir schlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es so wohl, als der Sünder. Warum wollte man sich dann ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses Ungeziefers nicht fühlen, die sind glücklich: allein es steht ihnen übel an, daß sie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut versehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß man noch empfindlicher wäre, und sich mehr Mühe gebe, die Welt von diesem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten ist eben so geschickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Ost- und Westgohten; und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieser Schmierer zu hemmen."

„Man glaubt, es sey wider die christliche Liebe, die Blösse dieser Leute aufzudecken, und sie so lächerlich zu machen, als sie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieses zu glauben, einen

wunderlichen Begriff von der christlichen Liebe haben. Sollte sie uns verbinden, auch die Thorheiten unsers Nächstens für Weisheit zu halten, und einen elenden Scribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute und zum Aergerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben, ungehindert schwärmen zu lassen? Man kann ja diesen Leuten seine Liebe nicht besser bezeugen, als wenn man sie zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen sucht; und sie irren sich, wenn sie meinen, man hasse sie, wenn man ihnen die Wahrheit saget. Ich habe zum wenigsten meine Gegner, so ferne sie Menschen sind, nicht gehasset; sondern allezeit den Scribenten von dem ehrlichen Manne sorgfältig unterschieden. Daß mich aber die christliche Liebe verbinden sollte, die Thorheiten dieser Leute mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, die sie, als Weisheit, vor den Augen aller Welt auskramen, und mit welchen sie sich brüsten, das glaube ich nicht"

„Eine solche Aufführung macht auch die elendesten und preßhaftesten Personen alles Mitleidens unwürdig. Wenn der Lahme vor der schönen Thür, den Petrus gesund machte, anstatt zu betteln, alle, die in den Tempel gingen, mit lauter Stimme ersuchet hätte, sich an einem gewissen Orte zu Jeru-

salem einzufinden, und seine Luftsprünge anzusehen: so bin ich versichert, daß die Apostel Petrus und Johannes, wie ehrbar sie auch sonst waren, über den Narren gelachet, und nimmer ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich soll nicht lachen, wenn Sievers und Philippi Bücher schreiben, und ein Handwerk treiben wollen, wozu sie vielleicht ungeschickter sind, als der Lahme vor der schönen Thür zum Tanzen? Kein vernünftiger Mensch wird eines Blinden spotten: aber wenn er sich untersteher, von Farben zu urtheilen: so kann man ihm ohne Sünde sagen, daß er nicht sehen kann. Man wird nimmer über die Aufführung eines Bauren lachen, wie sehr er auch wider den Wohlstand sündiget. Er ist nicht schuldig, die Regeln des Wohlstandes zu wissen, und giebt sich auch nicht dafür aus. Allein die Bockssprünge und Verdrehungen eines andern, der recht manierlich thun will, und sich einbildet, er wisse zu leben, können auch den Ernsthaftesten zum Lachen bewegen. Ein elender Scribent gleichet einem solchen vollkommen, und muß es sich also nicht befremden lassen, wenn man auch über ihn lachet. Der Mangel des Verstandes, der aus seinen Schriften hervorleuchtet, ist es nicht, der ihm dieses Unglück zuziehet. Dieses

wäre ein Fehler, den man ihm so wohl, als vielen andern ehrlichen Leuten, zu gute halten könnte, weil er nicht willkührlich ist; aber der lächerliche Stolz, der ihn verleitet, sich, seiner Schwachheit ungeachtet, für einen Lehrer der Unwissenden aufzuwerfen, die Unverschämtheit, mit welcher er von der Welt verlanget, sein Geschmier zu lesen, und die Verachtung, die er dadurch für dieselbe bezeuget, das sind Dinge, die nicht zu dulden sind, und denen er es einzig und allein zu danken hat, daß man seiner spottet."

„Die Scheinheiligen meinen, dieses Spotten sey unerlaubt: sie sprechen, Ernst und Sanftmuht stehe einem Christen besser an. Ich sage ihnen aber, daß das Spotten zuweilen unumgänglich nöhtig ist, und daß ein Christ auch lachen und scherzen kann, ohne Sünde. Wir reden hier von solchen Spöttereyen, durch welche ein Scribent, so ferne er ein Scribent ist, oder vielmehr sein Buch, lächerlich gemacht wird. Wenn diese Spöttereyen überhaupt sündlich sind, so weiß ich nicht, wie man es anfangen soll, wenn man gewisse Scribenten widerlegen will? Die armseligsten Schreiber würden, auf den Fall, die wenigste Anfechtung zu besorgen haben, weil niemand, ohne selbst ein Narr zu werden,

ernsthaft wider die Grillen solcher Tröpfe schreiben kann. Einer ernsthaften Widerlegung sind nur diejenigen Scribenten würdig, die, auch wenn sie Irrthümer behaupten, Proben eines gesunden Verstandes von sich geben. Diejenigen hergegen, mit denen es so schlecht bestellet ist, daß auch die Wahrheit unter ihren Händen lächerlich, und die Sprüche Salomons in ihrem Munde Thorheit werden, die verdienen, daß man sie auszischet. Jene widerlegt man in der Absicht, daß sie sich bessern, und der Welt immer nützlicher werden sollen; diese aber nicht so wohl in Absicht auf ihre eigene Besserung, als andere zum Schrecken. Solche Leute müssen gar nicht schreiben. Da nun eine scharfe Satyre das einzige Mittel ist, sie zum Stillschweigen zu bringen: so kann man das Spotten überhaupt nicht verwerfen, es sey dann, daß man den elenden Scribenten eine unumschränkte Freyheit zuschreiben wolle, zur Schande des menschlichen Geschlechts, und zur Quaal der klugen Welt, so lange zu rasen, bis sie von sich selbst müde werden. Ich könnte dasjenige, was ich hier von der Nohtwendigkeit des Spottens in gewissen Fällen sage, mit Exempeln erläutern; aber ich finde es unnöhtig, weil ich in meiner unpartheyischen Untersuchung schon

von eben dieser Materie gehandelt habe. Ich bin auch überdem nicht gesonnen, meine ehemaligen Gegner von neuem zu kränken: und es soll mir nicht zuwider seyn, wenn meine Leser gedenken wollen, daß alles, was ich bisher zur Vertheidigung des Spottens geschrieben habe, meine Satyren nicht rechtfertige."

„Mein Verfahren wird darum nicht weniger unschuldig seyn. Ich habe gespottet: ich bekenne es; aber auf eine solche Art, daß, wenn ich gleich die Ernsthaftigkeit, die einem Christen so wohl anstehen soll, aus den Augen gesetzet habe, mein Spotten dennoch mit dem sanftmühtigen Geiste, mit welchem man seinen Bruder, der von einem Fehl übereilet wird, wieder zurecht zu helfen verbunden ist, sehr wohl bestehen kann. Ich gehe mit meinen Gegnern um, als ein Vater mit seinem Kinde. Ein Kind gewöhnt sich oft an, das Maul zu verdrehen, die Augen zu verschliessen, oder sonst etwas, das ihm nicht wohl anstehet. Der Lehrmeister dieses Kindes, ein strenger Mann, den Amt und Christenthum verbinden, ernsthaft zu seyn, bestrafet dasselbe wegen der unanständigen Verdrehung des Gesichtes, und stellet ihm so gründlich als beweglich vor, wie sehr es sich dadurch an seinem Schöpfer versündige, von

dem es doch so wohl gebildet sey: Er lässet ein wenig vom vierten Gebote, und von der Nohtwendigkeit des Gehorsams gegen Eltern und Lehrer, mit einfliessen, und schliesset seinen Sermon mit einer ernstlichen Drohung, welche er denn auch, nach Gelegenheit, mit einem anständigen Amtseifer ins Werk setzet. Man stehet, daß dieser Schulmeister es ungefehr so macht, als es die Feinde der Satyren haben wollen; aber er predigt tauben Ohren: das Kind hört sein Geschwätz an, und bessert sich doch nicht. Der Vater indessen, der nicht so gelehrt, und folglich klüger ist, als der Schulmeister, wird den Fehler des Kindes gewahr, macht ihm seine Verdrehungen auf eine geschickte Art nach, und frägt: Wie läßt mir das? Das Kind schämt sich, und fasset von Stund an den Entschluß, sich zu bessern. Die geschickte Nachahmung, durch welche dieser Vater sein Kind bekehret, ist nichts anders, als eine liebreiche und sanftmühtige Spötterey, wodurch er den Fehler seines Kindes, zu dessen Besten, lächerlich macht: Und meine ersten Satyren gegen Sievers und Philippi sind nichts anders, als eine Nachahmung dessen, was ich in ihren Schriften zu tadeln fand? Wie konnte ich liebreicher und sanftmühtiger mit ihnen verfahren? Ich frug sie

gleichsam: Wie läßt mir das? und gab ihnen still-schweigend die Lehre: Cavendum est: ne quid in agendo dicendove facias, cujus imitatio rideatur. *) Diese Lehre hätten sie annehmen, und sich bedanken sollen. Denn gewiß, ich begegnete ihnen bescheidener und höflicher, als sie es verdienten. Man sehe ihre Schriften an. Wer die gelesen hat, und doch meine Satyren als gar zu scharf, unchristlich und sündlich lästert, der verdienet nicht, daß ich mich um ihn bekümmere."

„Was übrigens den Mangel der Ernsthaftigkeit betrifft, den man mir vorwirft: so begehre ich nicht zu leugnen, daß ich gescherzet, und über die Fehler meiner Gegner gelachet habe. Ich glaube aber nicht, daß dieses eine Sünde sey. Man kann nicht allemal ehrbar seyn. Der Scherz hat oft seinen Nutzen so wohl, als der Ernst.

— — — — Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res. **)"

„Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelachet; aber waren sie nicht lächerlich? Sollte ich

---

*) Cicero in Brutus.

**) Horat. Lib. I. Sat. 10.

darüber weinen? sollte ich mich über fremde Thorheiten betrüben? so traurig bin ich nicht. Wer es thun will, der thue es immerhin; aber er muß wissen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher ist, als derjenige, über dessen Thorheit er sich betrübet. Ein solcher Schwermühtiger kann unmöglich eine fröhliche Stunde haben, und ich möchte lieber nicht gebohren seyn, als in einem solchen Zustande leben. Wollen die Feinde der Freude mich darum unter die Unwiedergebohrnen rechnen, so muß ich es geschehen lassen; sie werden mir aber dann auch erlauben, daß ich ihre murrische Schwermuht nicht für eine Frucht der Wiedergebuhrt, sondern für eine Krankheit, halte, die gemeiniglich aus einem dicken Geblüte zu entstehen pfleget.

Je ne prens point pour vertu
Les noirs accés de tristesse,
D'un Loup garou revêtu
Des habits de la Sagesse.*)"

„Ich will jetzo nicht untersuchen, wie es in der Welt aussehen würde, wenn es diesen neuen Heiligen gelingen sollte, alle Freude aus derselben zu

---

*) Rousseau T. I. p. 80.

verbannen, und das menschliche Geschlecht in die tiefe Schwermuht zu stürzen, die sie als den Gipfel der christlichen Vollkommenheit ansehen, und auf welche sie sich so viel einbilden; sondern ich frage nur: Was sie von der Gottheit vor einen Begriff haben, wenn sie glauben, sie könne nicht leiden, daß ihre Creaturen fröhlich sind."

„Ich kann mir einen so traurigen und schimpflichen Begriff von Gott nicht machen; sondern ich bin versichert, daß es ihm nicht zuwider ist, wenn man sich nach der Vorschrift Salomons richtet. Ich esse demnach mein Brod mit Freuden, und trinke meinen Wein mit gutem Muhte. Denn das ist mein Theil. Ich entschlage mich aller traurigen Gedanken, so viel mir möglich ist, und mache mir so viele gute Tage, als ich kann. Die bösen kommen wohl ohne unsere Bitte. Ich sehe alles, was in der Welt vorgehet, mit Gelassenheit, und größtentheils von der lächerlichen Seite, an: und ich befinde mich wohl dabey. Meinen Satyren insonderheit habe ich manche lustige Stunde zu danken, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Zeit, da ich sie machte. Ich bin auch mit allen Folgen, die sie gehabt haben, vollkommen zufrieden, und also nicht im Stande, die Sünde, die ich begangen haben soll, zu bereuen."

„Wie-

„Wiewohl es mir nun unmöglich ist, meine alten Sünden zu bereuen: so werde ich mich doch allem Ansehen nach, vor neuen hüten. Ich bin zum Tadeln nicht so geneigt, als Leute, die mich nicht genau kennen, sich vielleicht einbilden. Meine Verachtung gegen die elenden Scribenten nimmt auch, mit der Anzahl derselben, täglich zu. Ich lese ihre, Büchlein nicht, und es ist also nicht wahrscheinlich, daß ich sie weiter beunruhigen werde."

„Inzwischen lässet sich von zukünftigen Dingen nichts gewisses sagen. Verredet habe ich es eben nicht; doch können die beyden Herren, die sich neulich in einer gewissen Reichsstadt über mich und meine Schriften so lustig gemacht haben, versichert seyn, daß ich mich an Leuten ihrer Art nimmer vergreifen werde. Der eine ist ein Jüngling, qui animas negotiatur, et experimenta per mortes agit. Ich kenne den guten Menschen nicht, und weiß nicht, was ihn bewogen hat, übel von mir zu reden, und zu prahlen, wie er mich abfertigen wollte, wenn ich mit ihm anbände. Er kann meinentwegen ruhig schlafen. Ich weiß nicht, ob er mehr als ein Recept schreiben kann; und Recepte widerlege ich nicht."

Haec satis ad juvenem, quem nobis fama superbum
Tradit, et inflatum — — — *)

„Der andere ist ein elender Schulmeister, den niemand kennen würde, wenn ich ihn gleich mit Namen nennete; ein Mensch von so erstaunender Unwissenheit, daß er auch die Knaben in seiner eigenen Classe, welche von unten auf die erste ist, in diesem Stücke übertrifft. Dieser ehrliche Mann hat lästerlich auf mich gescholten, und endlich gar gedrohet, er wolle wider mich schreiben.

Quaenam te mala mens, miselle Ravidi,
Agit praecipitem in meos jambos?
Quis Deus tibi non bene advocatus
Vecordem parat excitare ripam? **)"

„Aber sein Schelten rührt mich so wenig, als sein Drohen. Er schreibe wider mich, wenn er es für gut findet. Dieses ist das ärgste, was ich ihm wünschen konnte, wenn ich noch so rachgierig wäre. Doch muß er wissen, daß ich ihm nimmer antworten werde."

---

*) Juvenal. Sat. III.

**) Catullus Epist. 37.

Allatres licet usque nos et usque
Et gannitibus improbis lacessas.
Certum est, hanc tibi pernegare famam,
Olim quam petis in meis libellis,
Qualiscunque legaris ut per orbem
Nam te cur aliquis sciat fuisse?
Ignotus pereas, miser, necesse est. *)

„Wenn er sich diese Verse von einem guten Freunde erklären lässet, so wird er erfahren, wessen er sich zu mir zu versehen hat. Ich werde mich so wenig um ihn, als um den Doctor, bekümmern, und nimmer mit Leuten abgeben, quos natus non puto. Ich übergebe dem Doctor dem Schulmeister, und den Schulmeister dem Doctor. Sie können einander, nach den Regeln ihrer Kunst, das Blut abzapfen, so ist ihnen beyden geholfen.“

„Meinen Namen wird man weder auf dem Titelblatte, noch zu Ende dieser Vorrede, finden. Ich mag denselben nicht gerne gedruckt sehen, und habe geglaubt, es könne meinen Lesern gleich viel seyn, wie ich heisse.“

---

*) Martial. Lib. V. Epist. 81.

„Hiermit endige ich meine Vorrede. Meine Leser werden darüber so froh seyn, als ich es selbst bin, und mir das gewöhnliche Abschiedscompli=ment gerne schenken.“

Erklärung der Titelvignette.

Schelmisch blickt hinter einem Rosenstrauche ein Satyr hervor. Etwas fern, ihn zur Seite liegen Masken und Pfeile, Neckereien und spielender Zeitvertreib. Er scheint sie weggeworfen zu haben, oder sie wenigstens über einem ernsteren Geschäfte zu vergessen. Mi der rechten Hand hält er einen Pfeil an den Mund; spitz und schneidend wird seine Rede seyn. Eine Geissel drängt sich unter den Rosenzweigen hervor, wahrscheinlich mit Absicht; verwundet wird, zu welchem er spricht. Ein Denkmal, welches er selbst Liscov's Andenken geweiht zu haben scheint, steht dicht

hinter ihm. Die ausgehauchte Kraft der Erde, die Pflanzen, zeigen sich in spitzen Blättern, und auf einer Rose am Strauche hat sich ein Bienchen gesetzt. Satyre scheint überall im Spiel zu seyn.

Vorrede.

Die deutsche Literatur hat eine beträchtliche Anzahl satyrischer Schriften, welche den Besten des Auslandes mit Recht gleich geachtet werden könne. Mehrere sind bereits in der früheren Periode der aufblühenden vaterländischen Literatur erschienen, und jetzt nur noch den Kenner unserer Literaturgeschichte bekannt; und was davon seine Entstehung einem späteren Zeitalter verdankt, ist in der Fluth von Büchern, womit die Lesewelt mit jedem Jahre mehr überschwemmt worden, oft unverdienter Weise untergegangen, da fast alle solche satyrischen Aufsätze theils als Flugschriften, theils in längst vergessenen periodischen Blättern abgedrucket worden sind.

Es dürfte daher kein ganz verdienstloses Unternehmen heissen, wenn man diese einzelnen Satyren mit Auswahl sammlete, und vor der gänzlichen Vergessenheit aufzubewahren suchte. Dem Freunde deutscher Literatur, und auch einem großen Theil des gebildeten Publikums, dem es nicht bloß um das Neue, sondern auch mit um das Gute zu thun ist, würde eine solche Sammlung ohne Zweifel kein unwillkommenes Geschenk seyn.

Dieser Gedanke hat den Druck dieser Satyren der Deutschen veranlaßt, und der Herausgeber schmeichelt sich, daß er keine bessere Wahl treffen können, als da er mit den Schriften eines Liscov, dieses Meisters in der Ironie, den Anfang gemacht hat. Von der Aufnahme des Publikums wird es nun abhangen, ob diese Sammlung fortgesetzt werden soll oder nicht.

Berlin, den 1sten Mai, 1806.

D. H.

Inhalt

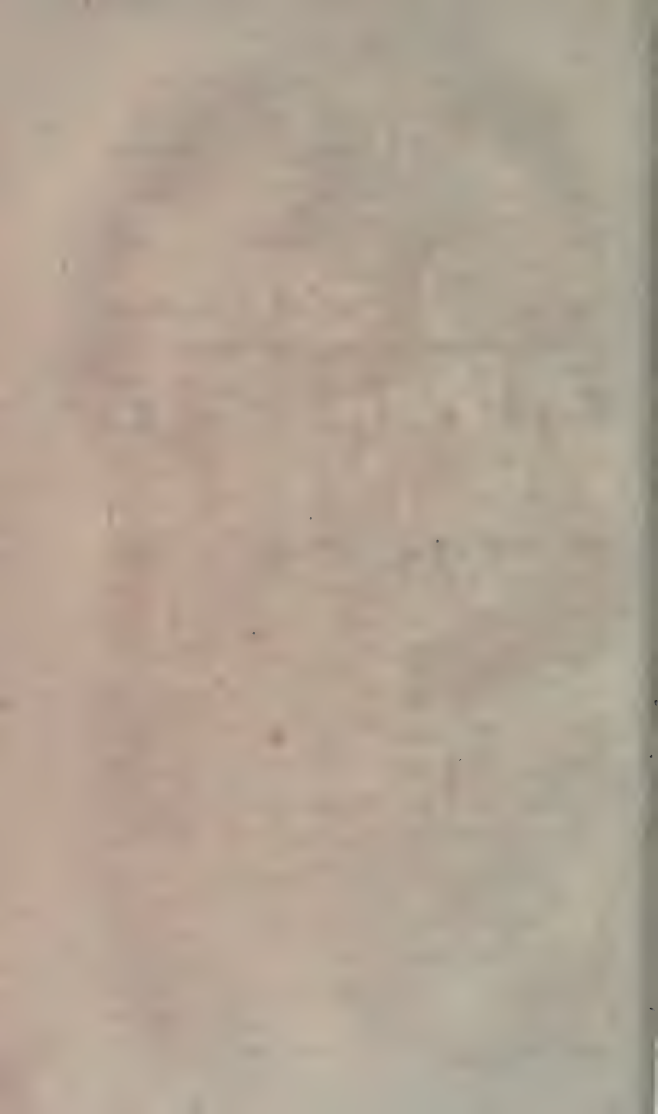
des ersten Theils.

Seite.

Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Erster Theil.



Ueber die

Unnöhtigkeit

der

guten Werke zur Seligkeit.

Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an den Herrn M. L.

Die Schläge eines Liebhabers meinens recht gut.

Sprüchw. XXVII. V. 6.

Ueber
die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Seligkeit.

Ich weiß nicht, wie Ew. Hochedelgebohren den Brief, welchen ich mir jetzt die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aufnehmen werden. Indessen können Dieselben versichert seyn, daß Sie sich nicht irren, wenn Sie mir die Ehre anthun, zu glauben, daß die Absicht, in welcher ich die Feder ergriffen, mit den Pflichten eines aufrichtigen Freundes übereinstimme.

Es ist mir neulich von ohngefähr eine Schrift, welche Sie vor einiger Zeit herausgegeben, zu Gesichte gekommen, in welcher ich, (ungeachtet sie nicht der Art ist, daß man viele wider die Reinigkeit der Lehre anstoßende Sätze darinn vermuhten sollte) einige Redensarten bemerkt habe, die ich wünschte, daß sie Ew. Hochedelgebohren nicht ent-

fallen wären. Ich habe mit vieler Bestürzung gese- hen, daß Ew. Hochedelgebohren nicht sehr von den irrigen Meinungen entfernt sind, welche unsere Kir- che schon vor langer Zeit an dem bekannten Ma- jor verdammet hat, und sich nicht entsehen, mit diesem verdächtigen Lehrer zu sagen: die gu- ten Werke wären nöhtig zur Selig- keit. „Wer,“ sprechen Sie: „selig werden will, der muß nicht nur den rechten Glauben haben, sondern auch diesen Glauben durch die Liebe beweisen.“ Ja Ew. Hochedelgebohren wieder- holen diesen Irrthum mit andern Worten noch einmal, und geben also deutlich zu erkennen, daß man Ihnen nicht uurecht thue, wenn man glaubt, Ihr Herz sey nicht rechtschaffen.

Ich müßte die evangelische Wahrheit so we- nig als Ew. Hochedelgebohren und nicht so auf- richtig lieben, als ich thue, wenn ich zu dem Aer- gerniß, so Ew. Hochedelgebohren gegeben, stille schwiege, und mich nicht bemühete, nach meinem von Gott mir geschenkten Vermögen Ew. Hochedel- gebohren auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, daß meine Arbeit nicht ohne Segen seyn werde, weil ich unterschie- dene andere Stellen in eben dieser Schrift an-

treffe, aus welchen zu schließen, daß Ew. Hochedelgebohren noch nicht so weit in Abwege gerahten sind, daß Sie leugnen sollten, wir würden allein durch die zugerechnete Gerechtigkeit Christi, und durch den Glauben an diesen Heyland der Welt gerecht und selig.

Ich kann mir es kaum einbilden, daß Ew. Hochedelgebohren die strafbare Absicht sollten gehabt haben, dieser heilsamen Lehre durch die anstößigen Redensarten deren Sie sich bedienet, vorsätzlich Abbruch zu thun, vornehmlich zu einer Zeit da die ganze lutherische Kirche das Andenken des zu Augsburg gethanen Bekenntnisses, in welchem diese heilsame Lehre den vornehmsten Platz einnimmt, feyerlich zu begehen im Begriff ist. Ew. Hochedelgebohren dürfen nicht meinen, daß dies Ehren-Worte sind, wodurch ich mir ein günstiges Gehör zu Wege bringen wolle. Es ist keine captatio benevolentiae: Ich rede im Ernst: und damit Sie mir dieses um so viel eher glauben mögen, will ich Ihnen nicht erst die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, so wie sie in unserer Kirche vorgetragen wird, weitläufig vorstellen. Sie wissen dieselbe so gut als ich, und sind auch vermuhtlich nicht weniger von der Wahrheit derselben über-

zeugt, als ich. Nur will ich Sie bitten, diese tröstliche Lehre von der Rechtfertigung mit dem irrigen Satze, welcher Ihnen unglücklicher Weise aus der Feder geflossen, zu vergleichen. Nehmen Sie diese Mühe über sich. Ich bin versichert, die Schwierigkeiten, die Sie antreffen werden, werden Sie überführen, daß Sie gestrauchelt haben. Sie werden befinden, daß alle die falschen Künste, welche Sie etwa von dem Herrn Buddeus, der wie der Engel der Gemeine zu Laodicea weder kalt noch warm war, erlernet, nicht zureichen, eine Uebereinstimmung zwischen Licht und Finsterniß zu Wege zu bringen.

Denn so lange der Satz wahr bleibt, das wir allein durch den Glauben an Christum selig werden, so lange wird es falsch seyn, daß die guten Werke etwas zu unserer ewigen Wohlfahrt beytragen. Ich sehe hier keine Mittelstraße, und der Schluß, den der Apostel Paulus macht, scheint mir von einer geometrischen Gewißheit zu seyn. Ists aber aus Gnaden, sagt dieser große Heyden-Lehrer Röm. XI. 6. so ists nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde Gnade nicht Gnade seyn. Ists aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade

nichts, sonst wäre Verdienst nicht Verdienst.

Mich deucht, diese Worte des Apostels sind so fest auf den ersten Grundsatz aller unserer Erkenntnisse gegründet, daß derjenige eine mehr als eiserne Stirn haben müßte, der sich nicht entblödete, dieselben anzufechten, wenn er gleich nicht wüßte, daß der Geist der Wahrheit die Feder des heiligen Pauli regieret hätte. Unsere Kirche hat dieses gar wohl begriffen, und ist daher beständig bey den Lehren dieses auserwählten Rüstzeuges geblieben. Man kann sagen, daß diese Beständigkeit vornehmlich unsere Kirche von allen andern Religionen unterscheide, und ihr die deutlichsten Merkmale der Wahrheit eindrücke, die den andern Haufen der Christen eben darum fehlen, weil sie den rechten Weg, den ihnen der Apostel deutlich gewiesen, verlassen haben. Es können diese unglückselige Rotten ihre falschen Lehren so wenig mit sich selbst, als mit der heiligen Schrift reimen, und gerathen daher in eine Verwirrung, die einem rechtschaffenen Lutheraner, der dieselben von den Mauern unsers Zions in stolzer Sicherheit ansiehet, zugleich zum Vergnügen und zum Mitleiden bewegen muß.

Nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita, doctrina sapientum templa serena
Despicere, unde queas alias passimque videre
Errare, atque vitam palanteis quaerere vitae *).

Unsere Lehren hergegen hängen wohl an einander, und stimmen sowohl mit der Vernunft als mit der Schrift überein. Das menschliche Geschlecht, sagen wir, ist durch den Fall unserer ersten Eltern so tief in die Ungnade seines Schöpfers gefallen, und zu Haltung der göttlichen Gebote so untüchtig geworden, daß es unmöglich ohne einen Mittler, der sowohl der beleidigten Gerechtigkeit Gottes ein Gnüge thäte, als auch das Gesetz statt der Menschen erfüllte, von dem ewigen Verderben, wozu es verdammt war, gerettet werden konnte.

Gott war so gnädig und entschloß sich seinen eingebohrnen Sohn in die Welt zu senden, um dieses wichtige Werk der Erlösung zu verrichten. Er sandte ihn auch in der Fülle der Zeit wirklich in die Welt. Es wird nicht nöhtig seyn, daß ich Ew. Hochedelgebohren weiter erzähle, was der Sohn gethan und gelitten. Ich sage nur, daß er uns durch

---

*) Lucret. Lib. 2. v. 7.

seinen Tod von dem Fluche des Gesetzes erlöset, seinen Vater versöhnet, und uns die Seligkeit erworben hat, die daher, Kraft der geschehenen Erlösung, keinem entstehen kann, der nur festiglich glaubet, Christus sey auch für ihn gestorben. Diese gläubige Zueignung des Verdienstes Christi ist es, die uns gerecht und selig macht, und sonst nichts. Ew. Hochedelgebohren müssen sehr künstlich seyn, wenn Sie in diesen Zusammenhang der evangelischen lutherischen Lehren ihre guten Werke einmischen können, ohne denselben zu trennen, und müssen sich muthwillig verblenden, wenn Sie nicht begreifen, daß darinn kein Platz für sie übrig sey. Es bleibt wohl bey dem, was die christliche Kirche singt:

> Es ist mit unserm Thun verlor'n
> Verdienen doch nur eitel Zorn.
> Kyrieleis.

Ew. Hochedelgebohren verzeihen mir, daß ich Ihnen vielleicht mit der Anführung dieses Verses verdrüßlich falle. Ich weiß wohl, daß der Geschmack der heutigen Welt so verderbt ist, daß sie lieber siehet, wenn man seine Reden und Schriften mit Stellen der heydnischen Poeten auszieret, als wenn man sich der Worte des heiligen Geistes, und der schönsten Stellen geistreicher Gesänge bedient. Man spot-

tet der Prediger, welche dieses Letzte zu thun gewohnt sind, und hält es für ein sicher Kennzeichen eines Postillanten. Allein gleich wie es unter den Predigern gottlob noch so tapfere Männer, und zwar im Ueberfluß, giebt, die sich durch dieses alberne Urtheil der närrischen und gottlosen Welt nicht irren lassen, sondern ihre Predigten größtentheils aus anmuhtig untereinander gemischten Sprüchen aus der Bibel, und Versen aus Gesängen zusammen setzen (wie ich denn auch, ohne Ruhm zu melden, mich unter diese standhafte Anhänger der alten löblichen Weise zu zählen, und mich in meinen Predigten, nächst der heiligen Schrift auch meines Gesangbuchs häufig, und zwar ohne Furcht, zu bedienen gewohnt bin) so können Ew. Hochedelgebohrnen daher schon zufrieden seyn, daß ich um ihren (vermuthlich auch verdorben) Geschmack zu vergnügen, lieber mit dem Lucretius als dem Apostel Paulus reden wollen, und Ihnen die ganze Lehre von dem Werke der Erlösung vorgestellet, ohne einmal zu sagen: Zu reden aus dem Propheten Esaia, zu reden aus dem, zu reden — zu, zu xc.

Sie können glauben, daß ich mir, um nicht bey Ihnen zum Gespötte zu werden, Gewalt an-

gethan habe: endlich konnte ich es nicht länger aushalten. Das macht die Gewohnheit, und bist der kleinen Begierde, meine priesterlichen mir auf das Gesangbuch zustehende Rechte benzubehalten.

Nach dieser kleinen Ausschweifung, welche gleichfalls durch die gute und wohlhergebrachte Gewohnheit der Prediger hinlänglich gerechtfertiget wird, wende ich mich wieder zur Sache. Ich habe gesagt, daß die Nohtwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit mit den Lehren unserer Kirche nicht bestehen könne; und ich zweifle nicht, Ew. Hochedelgebohren werden, wenn Sie nur belieben, die Sache recht anzusehen, mit mir einig seyn. Denn sagen Sie mir, was sollten doch wohl so elende Creaturen, die nichts von demjenigen, was Gott von ihnen fodert, zu thun vermögend sind und eben darum einen Mittler nöhtig haben, thun können, das fähig wäre, Gott zu bewegen, ihnen eine so große Belohnung zu geben, als die unaussprechliche Freude ist, welche die Gläubigen zu erwarten haben?

Wenn wir im Stande wären, die Gnade durch unsere Werke zu verdienen, so wäre es sehr unnöhtig gewesen, daß Gott seinen einigen Sohn für uns in den Tod gegeben. Er hat es aber

gethan, und dieses Einzige ist hinlänglich, uns zu überzeugen, daß er, weil ihm unsere Schwachheit bekannt ist, uns nicht zur Beobachtung solcher Gebote verbinden wolle, deren Haltung uns unmöglich ist. Ich gestehe, wenn man die heilige Schrift lieset, so sollte man schwören, Gott verlange von uns, daß wir seine Gebote halten sollen. Denn er giebt Gesetze, dräuet mit Strafen, und verspricht Belohnungen, nicht anders, als wenn er wollte, daß wir seine Gesetze halten sollten, und voraussetze, daß wir dazu geschickt wäre.

Ich glaube auch, daß bis auf die Zeiten des seligen Luthers ein Jeder, der die Schrift gelesen, sich dieses eingebildet habe. Allein dieser theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthum gerissen, der vielleicht so alt war, als sie selbst; indem er in seinem Buche de Servo Arbitrio sehr wohl angemerket, daß diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da Gott etwas zu gebieten, und verbieten scheint, nichts anders als einen schimpflichen Vorwurf unsers Unvermögens in sich fassen.

Nach diesem Begriffe unsers seligen Vaters Luther, kann man die Absicht Gottes in Gebung des Gesetzes völlig einsehen, wenn man sich nur

vorstellt, was einer sagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffodert. Das von Gott gegebene Gesetz ist aber nichts anders als:

> — — — — — ein Spiegel zart,
> Der uns zeigt an die sündlich' Art
> In unserm Fleisch verborgen.

Man muß bekennen, daß diese Gedanken ungemein geschickt sind, uns unsere eigene Unmündigkeit lebhaft vorzustellen, und von der Nohtwendigkeit eines Erlösers zu überführen. Sie reissen den uns angebohrnen Hochmuth mit der Wurzel aus, und machen die Frage, ob die guten Werke zur Seligkeit etwas beytragen? lächerlich. Ich will, mit Ew. Hochedelgebohren Erlaubniß, die Sache mit einem Gleichniß erläutern. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der so tief in Schulden verfallen, daß es ihm unmöglich, selbige zu bezahlen. Dichten Sie ferner, es fände sich ein so mitleidiger Reicher, der eben zu der Zeit, da die Gläubiger im Begriff, ihren Schuldner in den Kerker werfen zu lassen, diesen Armseligen aus der Noht hülfe und alle seine Schulden bezahlte: und sagen Sie mir dann, ob dieser Schuldner nicht der größte Geck von der Welt seyn müßte, wenn er sich einbilden wollte, er

dürfte sich vor seinen Gläubigern nicht sehen lassen, wenn er nicht seine schon bezahlte Schuld noch einmal abtrüge. Ein Mensch aber, der sich einbildet, er könnte der Seligkeit, welche ihm Christus erworben, nicht ohne gute Werke theilhaftig werden, würde diesem albernen Schuldner so ähnlich seyn, als ein Ey dem andern.

Ich sehe schon vorher, daß Ew. Hochedelgebohren denken werden, es würde doch gleichwohl von dem erretteten Schuldner übel gethan seyn, wenn er die Güte seines Wohlthäters mißbrauchen, und sich durch eine liederliche Lebensart von neuem in Schulden setzen wollte. Es sey sehr natürlich, daß derjeninige, der ihn einmal von dem Gefängniß errettet, bey anhaltender übeln Haushaltung seine Hand von ihm abziehen werde. Und hieraus werden Sie den Schluß machen, daß ein tugendhafter Wandel einem Christen, der selig werden will, so nöhtig sey, als eine gute Haushaltung einem Menschen, der einmal durch die Freigebigkeit eines andern, aus den tiefsten Schulden errettet worden. Allein um Ihnen diesen Wahn zu benehmen, brauche ich nur mein Gleichniß fortzusetzen.

Wir wollen demnach sagen, der Wohlthäter unsers Schuldners habe nicht allein die schon gemachte

machte Schulden seines Freundes bezahlet, sondern auch noch für alle künftige gutgesaget, und darüber eine Versicherung ausgestellet, die nicht verbindlicher seyn könnte. Meinen Ew. Hochedelgebohren wohl, daß diese Bürgschaft fähig, den Menschen, von welchem wir reden, zu überführen, es sey nöthig, daß er ins künftige besser haushalte, und keine Schulden mehr mache? Mich deucht, der natürlichste Schluß, den er machen kann, ist dieser, daß er nunmehr gar keine Ursache habe, zu sparen.

Ich denke nicht, daß es nöthig sey, Ew. Hochedelgebohren zu zeigen, wie genau die Genugthuung Christi, die sich auf alle, von Anfang der Welt bis ans Ende derselben, begangene Sünden erstreckt, mit dieser Bürgschaft, und der Schluß, den unser Schuldner aus der Bürgschaft machet, mit den Folgen, die ein Christ aus der Genugthuung seines Heylandes ziehen kann, übereinkomme. Selbst die Feinde der evangelischen Wahrheit haben dieses erkannt. Der bekannte Schwenkfeld, ein Landsmann von Ew. Hochedelgebohren (und o wie sehr wünschte ich, daß Sie nichts mehr als das Vaterland mit diesem Schwärmer gemein hätten!) sagt: „Ihre (der Lutheraner) Gerechtigkeit ist allein auswendig, Vergebung der Sünden Glauben, wie man etwa Ablaß kauft, und daß

uns Gott um Christi Willen die Sünde nicht wolle zurechnen, das ist, ob wir schon Sünder seyn und böse Buben bleiben, so werden wir doch um des Glaubens Willen an Christum vor Gott für gerecht gehalten und angenommen. Wie sie meinen, als ob Gott zu uns im Sterben, oder am jüngsten Tage sagen werde: kommt her, ihr bösen Buben, im Himmel um meines Sohnes Christi willen rc.„*)

Ich weiß wohl, Schwenkfeld hat dieses nur gesagt, die lutherische Meinung von der Rechtfertigung als gottlos und ungereimt vorzustellen, und ich zweifele nicht, daß der unselige Scribent, aus welchem ich seine Worte angeführet, eben diese Absicht gehabt. Allein dieses hindert nicht, daß nicht in den Worten Schwenkfelds viel Wahrheit stecken sollte, ob er gleich bey keinem Vernünftigen seinen boshaften Zweck erreichen wird. Das, was er sagt, gereicht uns nicht zum Schimpf, sondern vielmehr zu einer grosen Ehre. Paulus muß uns schützen; dieser große Apostel sagt Röm. 4. V. 5. „Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, gläubet aber an dem, der die Gott-

*) G. Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie. Th. 2. B. XVI. §. 14.

losen gerecht machet, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit."

Ew. Hochedelgebohren begreifen, daß unsere Gottesgelehrte gar stattlich ausgeführet, daß das Gerechtmachen, wovon Paulus redet, in einem rechtlichen Verstande (in sensu forensi) und für eine Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit, die von aussen geschiebet, müsse genommen werden: und sehen also wohl, daß die Feinde unserer alleinseligmachenden Lehren, wenn sie so, wie Schwenkfeld, spotten wollen, mehr den heiligen Paulus als uns beschimpfen. In einer so vornehmen Gesellschaft verspottet zu werden, ist eine wirkliche Ehre, und man hat nicht nöhtig, sich wider Schwenkfeld und seinen Freund Arnold zu entrüsten. Nur das kann ich dem erstern nicht zu gute halten, wenn er aus seinen ungereimten Spöttereyen den Schluß macht: „darum trachten so wenig Lutherische nach rechtschaffener Buße und Besserung des Lebens." Er hält dieß für eine Folge unserer Lehre von der Rechtfertigung: aber er irret sich sehr, und thut uns unrecht. Doch deucht mich, daß er einigermaßen zu entschuldigen. Es kann seyn, daß unsere ersten Bekenner, die hauptsächlich mit den Papisten über die Nohtwendigkeit der guten Wer-

stritten, in der ersten Hitze sich solcher Reden bedienet, die dem guten Schwenkfeld geschickt genug schienen, so böse Folgen, als er daraus ziehet, zu verursachen. Allein es ist gewiß, daß unsere Theologen in den folgenden Zeiten die Lehre von guten Werken so wenig verachtet, daß sie ihr vielmehr eine eigene Stelle in ihren Systemen und Compendien eingeräumet haben, und daher hat man Ursache, sich zu wundern, daß man, nachdem unsere Theologie durch göttlichen Beystand und tiefes Nachsinnen ein Mittel erfunden, die Lehre von guten Werken, mit der Lehre von der Rechtfertigung zu verbinden, dennoch Leute von so großer Hartnäckigkeit und so wenigem Nachdenken findet, die sich nicht schämen, zu lästern: unsere Kirche verwerfe die guten Werke und führe Lehren, die der Tugend zuwider. Diese Leute haben unstreitig größere Sünde auf sich, als Schwenkfeld. Denn was ist wohl offenbarer, als daß unsere Theologen keinem Menschen abrahten, fromm zu seyn, unter dem Vorwande, Christus habe das Gesetz erfüllet an unserer Statt? Diese Wahrheit kann uns nicht verführen, lasterhaft zu werden: sie treibt vielmehr ein jedes gutes Gemüht an, sich eines unsträflichen Wandels zu befleißigen. Die Erkenntniß der Barm-

herzigkeit Gottes, und die feste Versicherung, daß dessen einiger Sohn durch seinen Tod uns die Seligkeit erworben, verbindet uns zu der größten Dankbarkeit. Die Regeln dieser Dankbarkeit müssen natürlicher Weise eine herzliche Liebe zu unserm Erlöser, und eine Bemühung, seinen Geboten aufs genaueste nachzukommen, in uns würken. Folglich bringt ein rechtschaffener Glaube die guten Werke als Früchte hervor. Und dieses ist die Lehre unserer Kirche, die keiner, der die Billigkeit liebet, für ärgerlich und gefährlich ausgeben kann.

Demungeachtet ist es ein großer Irrthum, wenn Ew. Hochedelgebohren die Werke, die nur Früchte des wahren Glaubens sind, als eine Ursache unserer Seligkeit ansehen, und lehren, wer selig werden wolle, müsse nebst dem Glauben auch mit guten Werken prangen. Gerade als wenn man ohne gute Werke nicht selig werden könnte, und dieselben eine causa sine qua non unserer Seligkeit wären. Sie fassen den Sinn unserer Gottesgelehrten, wenn Sie meinen, dieses folge aus ihren Lehren, sehr übel, und müssen die Art, wie sie die Lehre von den guten Werken mit dem Glauben verknüpfen, nur obenhin angesehen haben. Dasjenige,

was uns verbindet, einen tugendhaften Wandel zu führen, ist nach dem Sinn unserer Gottesgelehrten nicht die Hoffnung einer Belohnung, oder die Einbildung, Gott werde uns unserer Verdienste wegen die Seligkeit geben. Mit nichten. Die bloßen Regeln der Erkenntlichkeit, die natürlicher Weise bey einem, der die Größe der uns von Gott erzeigten Liebe gebührend einstehet, viel gelten müssen, sind es, die uns antreiben, oder uns wenigstens antreiben sollen, den Geboten Christi zu gehorchen. Nun wissen aber Ew. Hochedelgebohren daß die Dankbarkeit, so eine schöne Tugend sie auch ist, dennoch alle Annehmlichkeit verliehre, so bald man dazu genöhtiget wird. Der Heyde Seneca hat dieses in seinem dritten Buch von den Wohlthaten im siebenten Kapitel so artig ausgedrückt, daß ich mich nicht enthalten kann, seine Worte hierher zu setzen. Cum, sagt er, res honestissima sit, referre gratiam, desinit esse honesta, si necessaria est. Und kurz darauf schreibt er. Non est gloriosa res, ingratum esse, nisi totum est, ingratum fuisse.

Es muß diese Anmerkung von besonderer Gründlichkeit seyn, weil sie von dem ganzen menschlichen Geschlecht eines allgemeinen Beyfalls gewürdiget worden. Denn der eben angeführte heydni-

sche Weltweise merket in dem vorhergehenden sechs-ten Kapitel an: daß kein Volk zu finden sey, bey welchem die Undankbarkeit als eine strafbare, der Erkenntniß des Richters unterworfene Missethat, angesehen werde. Es ist wahr, er nimmt die Macedonier aus, allein der einzige Fall, der ihn dazu bewogen, hat so besondere Umstände, daß ich zweifle, ob er geschickt sey, die Ausnahme zu rechtfertigen.*)

Man kann demnach ungescheuet sagen, daß der Mangel der Dankbarkeit keinen Menschen straffällig mache. Die Folge, die ich aus dieser Wahrheit ziehe, ist diese, daß der Mangel guter Werke, zu welchen uns nur blos die Regeln der Dankbarkeit verbinden, kein solcher Haupt-Mangel sey, weswegen wir verdienten, vom Paradiese ausgeschlossen zu werden — welches eben so viel ist, als wenn ich sagte, die guten Werke sind nicht nöhtig zur Seligkeit.

Ew. Hochedelgebohren würden eine geringe Einsicht in diese Materie zeigen, wenn Sie mir hier einwenden wollten: es sey zwar wahr, daß die Natur der Dankbarkeit nicht leide, daß eine dritte Person, z. B. der Richter, die Undankbaren zu dieser Tugend mit

*) S. Seneca de Benef. Lib. IV, Cap. 37.

Gewalt zwinge; allein es liege doch nichts unrechts darinn, daß einer, dem seine Wohlthaten mit Undank belohnet werden, seine Gutthätigkeit einstelle, und dem Undankbaren diejenige Wohlthat, die er ihm zugedacht, nicht erweise. — Ich gestehe, daß Sie nicht ganz unrecht hierinn haben, aber ich sehe doch nicht, wie daraus folgen könne, die guten Werke wären nöhtig zur Seligkeit. Erwägen Ew. Hochedelgebohren nur, daß unsere Gottesgelehrten zwar gern einräumen, daß die bösen Werke einen Menschen verdammen, demungeachtet aber nicht zugeben, daß die guten Werke selig machen.

Ich besorge, Ew. Hochedelgebohren möchten sich in diesem Benehmen unserer Theologen nicht finden können, und denken, diese theuren Männer wüßten nicht, was sie haben wollten: denn es sey gar zu offenbar, daß eine Sache, deren Mängel mein Glück unvollkommen mache, mich vollkommen glücklich machen müsse, wenn ich sie besitze. Dieß sind freylich Gedanken, die auch dem Frömmsten aufsteigen können: und ich kann Ew. Hochedelgebohren versichern, daß ich selbst von diesen Anfechtungen der Vernunft nicht allemal befreyt gewesen bin. Ich habe sie durch Gottes Gnade überwunden, und bin völlig in meiner Seele gewiß, daß unsere Gottesgelehrten Recht ha-

ben, ob ich gleich nicht deutlich begreife, wie es möglich, daß etwas, welches macht, daß ich meinen Zweck nicht erreiche, wenn ich es nicht thue, zur Erlangung dieses Zwecks nicht nöhtig seyn sollte. Von Ew. Hochedelgebohren kann ich einen so hohen Grad der Verleugnung nicht vermuhten, und will daher den Einwurf, den Sie mir etwa machen möchten, auf eine andere Art zu heben suchen. Zu dem Ende bitte ich Ew. Hochedelgebohren zu bedenken, daß zwar ein Mensch, der einem andern eine Wohlthat erwiesen, durch die Undankbarkeit dessen, dem er sie erwiesen, wohl zum Unwillen könne gereizt werden, daß aber dieses von Gott nicht zu befürchten sey. Die gesunde Vernunft verbindet uns zur Dankbarkeit, wenn wir eine Wohlthat genossen haben. Wer in diesem Stück seine Pflicht nicht beobachtet, macht seinen Geruch bey aller Welt stinkend, und ohne an das gemeine Sprüchelchen

Ingratum si dixeris, omnia vitia dixeris.

zu denken, so ist es mehr als zu bekannt, was Syrach von einen Undankbaren sagt.

Indessen ist es nicht minder gewiß, daß die Regeln der Gerechtigkeit durch die Undankbarkeit nicht verletzt werden: weil uns blos der Wohlstand verbindet, dankbar zu seyn, und unsere Wohl-

thäter, wenn wir es nicht sind, uns zwar tadeln, aber nicht verklagen und mit Gewalt zur Erkenntlichkeit zwingen können. Eben die Regeln des Wohlstandes, welche wollen, daß man eine Gutthat mit Dank erkenne, und demjenigen, der uns dieselbe erwiesen, wieder zu gefallen lebe, wollen auch, daß man zu gewissen Zeiten von seinem Rechte etwas fallen lasse, und verbinden also einen Wohlthäter um so viel mehr, nicht so stark auf eine Erkenntlichkeit zu dringen, die er von demjenigen, dem er seine Güte empfinden lassen, nach dem strengen Rechte nicht fodern kann. Ein Wohlthäter, der dieses nicht bedenket, sondern den Undank, mit welchem ihm seine Wohlthaten belohnet werden, gar zu hoch aufmutzet, und seine Güte nicht nur einstellet, sondern gar in Zorn und Ungnade verwandelt, ist eben so tadelhaft, als derjenige, der ihm durch seine Undankbarkeit zu diesem Fehltritt Gelegenheit gegeben, in den Augen des ganzen menschlichen Geschlechts scheußlich ist. Er giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß ihm ganz was anders, als eine einfältige und uneigennützige Nächstenliebe bewogen, andern Gutes zu thun. Jeder siehet, daß er noch nicht unter diejenigen gehöre, deren Linke nicht weiß, was die Rechte thut,

und seine Klagen über die Undankbarkeit haben einen Klang, den man kaum von den Posaunen der Heuchler unterscheiden kann. — Man muß zwar gestehen, daß die Anzahl derer, die sich vor diesem Fehler hüten, sogar groß nicht ist: allein es ist doch noch nicht so weit gekommen, daß man unter den Menschen nicht Einige finden sollte, die sowohl die Natur einer Wohlthat als der Dankbarkeit einsehen.

Es giebt unstreitig so großmüthige Personen, die nur wohlthun, um das Vergnügen zu haben, ihrem Nächsten zu dienen, und sich wenig bekümmern, wie ihnen ihre Wohlthaten belohnet werden. Sie verachten den eiteln Ruhm, den Andere durch ihre Milde und Dienstfertigkeit zu erlangen suchen. Sie geben, nach dem Befehl des Apostels, einfältiglich: wenigstens stellen sie sich so. Man muß bekennen, daß dieses das sicherste und dabey unschuldigste Mittel ist, sich bey aller Welt Lob zu erwerben. Denn wer wollte nicht die Großmuht solcher Leute bewundern, die ohne die mindeste Absicht auf ihren Vortheil oder ihre Ehre andern Gutes thun, und nicht müde werden, obgleich diejenigen, denen sie Gutes thun, wenige oder wohl gar keine Erkenntlichkeit blicken lassen.

Ein solches Betragen hat was Göttliches an sich. Indem ich dieses sage, gebe ich zu verstehen, daß man Gott die höchste, die vollkommenste Großmuth beylegen müsse. Ich sollte nicht meinen, daß Jemand, der nur einmal in seinem Leben die deutlichen Proben der Barmherzigkeit Gottes gegen unsere wenigen Verdienste gehalten, hieran zweifeln würde. Gott hat uns geliebt, da wir noch seine Feinde waren, sagt Paulus ausdrücklich. Einem Feinde aber Gutes thun, ist mehr, als fortfahren, einem Undankbaren mit Wohlthaten zu überschütten. Wer wollte demnach zweifeln, daß Gott, der das erste gethan, auch das letzte thun werde? Die Liebe Gottes gegen uns ist unendlich und seine Barmherzigkeit so groß, daß er auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, um seine Gerechtigkeit, die seinem Triebe, uns Gutes zu thun, im Wege stand, zu besänftigen. Was haben wir denn zu fürchten? wir sind vollkommen vor dem Zorn Gottes gesichert, wir sind mit ihm ausgesöhnet; wir sind seine Freunde, ja wir sind seine Kinder.

Ich gestehe, alle diese uns ohne unser Verdienst und Würdigkeit erzeigte Gnade fodert von uns eine Erkenntlichkeit. Allein das ist unsere

Sorge. Die unendliche Großmuht, die wir unserm himmlischen Wohlthäter nohtwendig beylegen müssen, und die Regeln des Wohlstandes, aus welchen nach der Lehre unserer Kirche alle unsere Pflichten gegen Gott, und sein Verfahren mit uns, herzuleiten, und zu beurtheilen, wirken in Gott eine moralische Nohtwendigkeit, uns zu einer Tugend, die ihrer Natur nach so freywillig, als die Dankbarkeit seyn muß, nicht mit Gewalt zu zwingen. Diese moralische Nohtwendigkeit ist in Ansehung eines Wesens, das nohtwendig das Beste wählet, von einer fast geometrischen Gewißheit. Folglich ist es unmöglich, daß Gott an uns den Mangel der Dankbarkeit strafe, und folglich ist es nicht nöhtig, daß wir gute Werke thun, um selig zu werden, und der ewigen Verdammniß zu entgehen.

Um Ew. Hochedelgebohren von dieser Wahrheit recht zu überführen, und Ihnen die Größe Ihres Irrthums deutlich vorzustellen, bin ich so weitläuftig gewesen, daß ich fast besorgen muß, Ihnen durch meine Weitläuftigkeit verdrüßlich zu fallen. Allein eine innige Freude, die ich darob empfinde, daß die allein seligmachende Lehre unserer Kirche, die so felsenfest in der heiligen Schrift gegründet ist, mit dem, was uns die gesunde Ver-

nunft von der Natur der Wohlthaten und der Dankbarkeit lehret, so wohl übereinstimmet, hat mir nicht vergönnet, eher abzubrechen. Es ist zwar diese Uebereinstimmung nicht unumgänglich nohtwendig; doch erquickt sie einen Jeden, der es mit der Wahrheit redlich meinet, und strafet, wenn sie deutlich gezeiget wird, den Feinden der Wahrheit den Mund auf einmal. Alles was sie nach einer Niederlage thun können, ist, daß sie einige üble Folgen aus unserer Lehre ziehen, um dieselbe verhaßt und verdächtig zu machen.

„Auf solche Art" sprechen diese Leute: „wird man alle Tugend aus der Welt verbannen: und es würde folgen, daß es gleich viel sey, ob man wohl oder übel lebe, weil man keinen guten zureichenden Grund angeben könne, warum man fromm seyn müsse." Man hat nicht nöhtig, vor diesen Einwürfen zu erschrecken; sie haben wahrscheinlich nicht viel auf sich, und verrahten die Unwissenheit und Halsstarrigkeit ihrer Urheber so merklich, daß man sie nicht anders als mit Mitleiden ansehen kann. — Ich will mit leichter Mühe darauf antworten.

Wir lehren, die guten Werke sind nicht nöhtig zur Seligkeit, weil uns blos eine Erkennt-

lichkeit, die ihrer Natur nach keinen Zwang leidet, dazu verbindet. Sollte dieses heißen, die Tugend aus der Welt verbannen? Ich kann mir es nicht einbilden, — vielmehr glaube ich, daß ohne diese heilsame Lehre keine Tugend in der Welt seyn könne. Diese Lehre giebt der Tugend den rechten Glanz, und dasjenige, ohne welches keine Tugend seyn würde, ich meine die Freywilligkeit. Wer aus Zwang Gutes thut, und sich in seinen Handlungen blos von der Furcht der Strafe und Hoffnung der Belohnung regieren läßt, ist nicht wahrhaftig tugendhaft: und verdient kein Lob. Es ist zwischen ihm und den Bösen kein Unterschied.

Oderunt peccare mali formidine poenae.

Alle tugendhafte Thaten, die aus so unlautern Absichten fließen, haben einen guten Schein: sie haben aber nichts mehr, als den Schein des Guten: und der heilige Augustinus hat nicht unrecht, wenn er die Tugenden der Heyden glänzende Laster (splendida vitia) nennt.

Was würde aber unter den Tugenden der Christen und den äusserlich gut scheinenden Thaten der Heyden für ein Unterschied seyn, wenn die Christen nicht durch weit reinere und höhere

Gründe zum Guten getrieben würden. Die Hoffnung der Seligkeit, die Furcht vor der Hölle müssen nicht der Bewegungsgrund seyn, warum ein Christ Gutes thut. So bald er sich durch diese Leidenschaften regieren läßt, ist alles Gute so er thut, ein Greuel in Gottes Augen, und er ein übertünchtes Grab. Seine Tugenden müssen ihren Ursprung in seinem Glauben haben, denn was nicht aus dem Glauben gehet, ist Sünde. Dieser Glaube bestehet in einer festen Versicherung, daß Christus für uns das Gesetz erfüllet habe. Hieraus fließet eine Erkenntlichkeit, die uns antreibt, den Geboten eines so liebreichen Heilandes zu gehorchen, und diese Erkenntlichkeit schließet allen gesetzlichen Zwang aus. Den Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Wir sind durch Christum gerecht gemacht, und müssen also freywillig ohne alle Absicht auf Belohnung und Strafe aus einer reinen Liebe zu Gott, Gutes thun.

Oderunt peccare boni virtutis amore.

Dieses alles müste aber nicht wahr seyn, wenn die guten Werke zur Seligkeit nöhtig, oder wir zur Haltung der göttlichen Gebote durch etwas mehr, als durch die bloßen Regeln des Wohlstandes,

des, verbunden wären. So bald wir nach dem strengen Rechte schuldig sind, fromm zu seyn, so heißt unsere Frömmigkeit nichts, und wir verdienen kein Lob. Wir thun, was wir schuldig sind, und sind unnütze Knechte: weil das, was wir thun, wie gut es auch scheinet, doch keine wahre Tugend ist.

Nun aber urtheilen Ew. Hochedelgebohren, wer die Tugend aus der Welt verbannet? derjenige, welcher lehrt, man müsse aus einer reinen Liebe Gutes thun, oder die, welche wollen, man müsse es aus Furcht vor der Strafe thun? Ist es nicht augenscheinlich, daß Jener Vernunft und Schrift auf seiner Seite hat, und deutlich lehre, worinn das wahre Wesen einer Tugend bestehe; diese hergegen solche Dinge lehren, die alle Tugend vernichten, und eine geschminkte, und nur von außen schön gleißende Frömmigkeit an deren Stelle setzen? Ja was das ärgste ist, die scheinheiligen Lehren solcher Leute schmälern das vollkommene Verdienst Christi, und machen aus dem Werke der Erlösung, die ein Werk der bloßen Barmherzigkeit und Großmuht ist, einen eigennützigen Handel. Es wird dasjenige daraus, welches die Rechtsgelehrten einen contractum innominatum nennen. Fa-

cio spricht Gott nach ihrer Meinung, ut facias. Das heißt, ich will auch zwar ohne Verdienst aus Gnaden selig machen: aber ihr sollt demungeachtet alles thun, was nöhtig ist, diese Seligkeit zu erlangen, und wenn ihr das nicht thut, sollt ihr ewig verdammt seyn. Dieses muß nach ihrer Lehre der Kern des Evangelii seyn? Wer will ihnen aber dieses glauben? Wer wollte sich nicht schämen, dem obersten, und weisesten Wesen so unanständige Reden in den Mund zu legen. Bey solchen Lehren müssen alle Begriffe von Wohlthat und Dankbarkeit, die in der Lehre von der Erlösung alles ausmachen, nohtwendig verlohren gehen.

Ew. Hochedelgebohren sehen also, (wenn Sie kein Socinianer oder Naturalist sind) wie nöhtig es sey, die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Erlangung der Seligkeit zu behaupten: und ich begreife nicht, was die Feinde dieser tröstlichen Lehre sagen wollen, wenn sie ferner einwenden „auf solche Art würde es gleich viel seyn, ob man wohl oder übel lebe.“ Wahrscheinlich verstehen sie diese Gleichgültigkeit nur in Ansehung der Seligkeit, denn davon ist die Rede. Sehen aber dann die guten Leute nicht, daß dieses keine ungereimte Folge

sey, die bey uns einen Abscheu vor unserer Lehre erwecken könne? Es ist unsere Lehre mit andern Worten ausgedrückt; sie sagen also in der That nichts. Wollen sie aber so viel sagen, es sey überhaupt einerley, ob man tugendhaft oder lasterhaft sey, so müssen sie wissen, daß dieses aus derjenigen Evangelischen Wahrheit, die sie anfechten, auf keine Weise fließe. Eine schöne Gesichtsbildung, ein geschickter Fuß, eine Fertigkeit im Schwimmen u. d. gl. ist keine nohtwendige Eigenschaft eines Predigers: er kann ohne sie seiner Gemeinde wohl vorstehen. Allein wer wollte daher wohl den lächerlichen Schluß machen, alle jetzt erwähnten Eigenschaften wären einem Menschen, der ein geistlich Amt verwalte, ganz und gar nichts nütze, und es sey einerley, ob er sie besitze oder nicht? Ist es nicht vielmehr offenbar, daß, ob sie ihm wohl zu rechter Verrichtung seines Amts weder behülflich noch hinderlich sind, die beyden ersten sehr geschickt sind, ihn zu einer guten Heyraht zu verhelfen, die letzte aber zur Errettung seines Lebens in Wassersgefahr höchst nöhtig seyn könne?

Ob also gleich die guten Werke zu unserer Seligkeit so wenig nöhtig sind, als ein krauses

Haar und dicke Waden, so ist es doch nicht unmöglich, eine gute und bündige Ursache zu geben, warum es besser sey, sich der Tugend zu befleißigen, als lasterhaft zu seyn: eben so wenig unmöglich, als es unmöglich ist, Fälle zu erdenken, da unser Haar und unsere Waden uns nützlich seyn können. — Womit ich mich jetzt den Kopf nicht zerbrechen will.

Unsere Gottesgelehrten haben noch nie geleugnet, daß Gott auf einen vernünftigen, tugendhaften Wandel eine zeitliche Belohnung gesetzet, die wohl werth sey, daß man sich bemühe, derselben theilhaftig zu werden. Die Tugend ist so gewiß der einzige Grund alles wahren Vergnügens, das wir hienieden empfinden, als es gewiß ist, daß unsere lasterhaften Neigungen, wenn wir sie nicht im Zaum halten, uns selbst und andere unglücklich machen. Ueberdem sind die guten Werke ein sicheres Merkmahl, daß unser Glaube rechtschaffen sey, weil sie deutlich weisen, daß er in uns die Erkenntniß gewürket, die er würken kann, wenn er so beschaffen ist, als er seyn soll. Sie dienen daher, daß unser Glaube unsern Nächsten kennbar werde, und rechtfertigen uns also vor den Menschen, gleichwie uns der Glaube

vor Gott gerecht macht. Und in diesem Verstande hat auch der Apostel Jakob, wie unsere Gottesgelehrte gar scharfsinnig anmerken, gesagt, daß der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein. (Jakob 11. 24.) Der Apostel lehret uns in diesen Worten sehr deutlich, worinn der Nutzen der guten Werke bestehe; und dieser Nutzen, samt den übrigen Vortheilen, welche die Tugend mit sich führet, ist wichtig genug, uns zu bewegen, die Tugend den Lastern vorzuziehen.

Dieses könnte genug seyn, auch den halsstarrigsten Widersprecher zum Stillschweigen zu bringen: allein es fällt mir noch etwas bey, das ungemein geschickt ist, die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Seligkeit außer allem Streit zu setzen. Da ich mich nicht entsinne, daß die Anmerkung, die ich zu machen denke, von unsern Gottesgelehrten, ungeachtet sie virtualiter in ihren Schriften stecket, gebührend auseinander gewickelt ist, so will ich sie Ew. Hochedelgebohren aufrichtig mittheilen. Sie bestehet nicht in solchen Einfällen, an welchen es den Geistlichen selten zu fehlen pfleget, und welche, ihrer Erbaulichkeit und verborgenen Schönheit ungeachtet, von den naseweisen Vernünftlern für

für rednerische Aufschneidereyen gehalten werden, die nur gut sind für die Kanzel. Sie gründet sich auf unstreitige philosophische Sätze.

1. Der erste davon ist dieser. Ein großmühtiger Wohlthäter kann von demjenigen, dem er Gutes gethan, nicht verlangen, daß er ihm seine Dankbarkeit durch solche Thaten erweisen soll, zu welchen er völlig unfähig ist, und die Hülfe eines andern nöhtig hat. Wäre es nicht unbillig, einen Armen, dem ich einst ein Almosen gegeben, für Undankbar zu halten, weil er mir nachher, da ich Geld nöhtig habe, nichts vorschießen kann? —

2. Ein großmühtiger Wohlthäter ist zufrieden, wenn diejenigen, die von ihm Wohlthaten genossen, und deren Unvermögen ihm bekannt ist, ihm ihr dankbares Gemühte mit Worten zu erkennen geben, sein Lob bey aller Welt ausbreiten, und ihm eine Ehrerbietung erweisen, die mit der Größe seiner Wohlthaten übereinkommt.

Ich zweifle nicht, Ew. Hochedelgebohren werden schon merken, wo ich hinaus will. Ich will sagen, daß es also wider die Natur des Werkes der Erlösung läuft, daß die guten Werke zur Seligkeit nöhtig seyn sollten. Christus hat uns vom Fluch des Gesetzes erlöset, indem er dasselbe an

unserer Statt erfüllte, weil uns dieses schlechterdings unmöglich war. — Und dennoch sollen unsere guten Werke eine Bedingung seyn, ohne welche diese Genugthuung uns nicht zu statten kommen kann!

Mich deucht, dieses ist ein förmlicher Widerspruch. Die gesunde Vernunft lehret uns, daß unser Heyland unmöglich einen Grad der Dankbarkeit von uns fordern könne, der unsere Kräfte übersteiget. Sie lehret uns ferner, daß die guten Werke nicht das einzige sind, wodurch wir unsern himmlischen Wohlthäter unsere Dankbarkeit bezeugen können. Wir können dankbar seyn ohne Tugend. Auch der Dank, der in bloßen Worten bestehet, ist einem Wohlthäter, der gar wohl weiß, daß ein mehreres nicht in dem Vermögen dessen, dem er eine Gutthat erwiesen, angenehm. Wenn wir demnach die große Liebe Gottes und Jesu Christi preisen, wenn wir unserm Erlöser den verbindlichsten Dank sagen, und nur mit Andacht singen:

Ich dank dir Christe Gottes Sohn,
Daß du für mich genug gethan,

so kann uns niemand vorwerfen, daß unser Glaube nicht thätig sey. Diesen Vorwurf haben wir

noch weniger zu besorgen, wenn wir unserm Heylande alle ersinnliche Ehrerbietung erweisen, von seiner Person die höchsten Begriffe hegen, seine göttliche Ehre wider diejenigen, welche ihm dieselbe freventlich rauben wollen, mannhaft vertheidigen, seinen Worten blindlings glauben, und uns von diesen weder durch Verfolgung noch durch die Einwürfe, die uns unsere verderbte Vernunft wider die Geheimnisse des Evangelii macht, abwendig machen lassen. Ja diese Gefangennehmung unserer Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens ist einzig und allein fähig, die Grösse unserer Dankbarkeit an den Tag zu legen. Das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit ist der Vernunft so unbegreiflich, und scheinet so sehr wider die deutlichsten Begriffe, die wir von der Natur der Zahlen haben, zu streiten, daß ich mich nicht scheue, zu sagen, ein Christ, der sich so weit verläugnen könne, daß er das Athanasische Glaubensbekenntniß in allen Punkten und Klausen gläubig annimmt, habe seiner Pflicht völlig ein Genüge gethan, und könne derjenigen Belohnung, welche der heilige Verfasser desselben allen, die es annehmen werden, versprochen, festiglich versichert seyn. Wer dieses geistliche Wer da? mit einem deut-

lichen und klaren „Gut Freund," beantworten kann, der wird ohne weitere Nachfrage ins Paradies eingelassen.

Was ich von dem Geheimniß der Dreyeinigkeit gesagt, kann man mit eben dem Fug von der Vereinigung der beyden Naturen in Christo, von der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften, und der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl sagen. — Diese Lehren sind nicht weniger unbegreiflich, als die Lehre von einem Gott in drey Personen, und die dankbare Ehrerbietung, die wir unserm Heylande durch einen Beyfall in diesem Stücke erweisen, ist um so viel größer, je gewisser es ist, daß derjenige im höchsten Grad dankbar seyn muß, der es seinem Wohlthäter an den Augen, wie man redet, ansehen kann, was er haben will, und sich alle Mühe giebt, die Meynung desselben, die er nur durch ein halbes Wort zu erkennen gegeben, völlig zu entdecken, um derselben gehorsamlich nachzukommen. —

Diesen Ruhm kann auch der Feind unsern Gottesgelehrten nicht rauben. Die heilsamen und geheimnißvollen Wahrheiten, von welchen wir reden, stehen nicht in der heiligen Schrift mit so

viel Worten, als sie jetzt in unserer Kirche den Gläubigern vorgetragen werden. Man findet sie daselbst nicht allemahl (κατα ρητον) dem Buchstaben nach; sondern nur oft (κατα διανοιαν) dem Sinn nach. Diesen Sinn, diese διανοιαν recht zu erforschen, ist gewiß keine geringe Arbeit. Man kann also von dem Glauben der Christen, die sich durch Nichts abhalten lassen, diese Mühe über sich zu nehmen, keinen andern als guten Begriff haben, und muß aus ihrem unverdrossenen Forschen in der Schrift nohtwendig von ihrer Dankbarkeit gegen Gott ein gutes Urtheil fällen.

Glauben Ew. Hochedelgebohren nicht, daß dieses nur in Ansehung derer gelte, die wirklich diese mühsame Ausgrübelung der Lehren des Evangelii über sich genommen, und, wie aus unsern Systemen zu ersehen, glücklich ausgeführet haben. Auch diejenigen, die nicht im Stande sind, für sich den verborgenen Sinn der Schrift zu finden, und von den Entdeckungen ihrer geistlichen Führer zu urtheilen, verdienen, daß man ihren Glauben und die tiefe Ehrerbietung, die er in ihnen würket, bewundere. Indem sie das, was ihnen ihre Lehrer sagen, auf Glauben annehmen, machen sie sich der Seligkeit würdig, die Christus

allen denen, die nicht sehen und doch glauben *), versprochen hat. Mich deucht, ich kann aus diesem allem den sichern Schluß machen, daß (da der Glaube, wenn er rechtschaffen und thätig ist, uns zu einer Erkenntlichkeit gegen unsern Heyland antreibt, und wir diese Erkenntlichkeit durch eine gläubige und vielfältige Annehmung der geheimnißvollen Lehre unserer Kirche, auf eine Art an den Tag legen können, die Gott nohtwendig gefallen muß) es nicht unumgänglich nohtwendig ist, gute Werke zu thun.

Ew. Hochedelgebohren lehren das Gegentheil, und entfernen sich also von der Wahrheit, die, Gottlob, in unserer Kirche von jeher durch ihr Verfahren gegen die Gottlosen und Irrenden bewiesen, daß es ihre beständige Meynung gewesen, daß Jene bey weitem nicht so gröblich sündigen, als Diese, und Diese daher mit mehrerem Ernst als Jene zu bestrafen. Wir sind so geneigt, einen in Ansehung der Sitten strauchelnden Bruder, der orthodox ist, mit sanftmühtigem Geiste wieder aufzuhelfen, und ihm seinen Fehltritt, (so lange derselbe nur nicht so groß ist, daß er von dem welt-

*) Joh. 20. 29.

lichen Richter bestraft werden muß) unter dem Namen der menschlichen Schwachheit hingehen zu lassen, daß man sagen sollte, wir hielten die Laster eines Rechtgläubigen für obscuras virtutes, so wie wir die tugendhaften Thaten derjenigen, die nicht reiner Lehre sind, für splendida vitia hielten.

Allein wage es einer und lasse sich merken, daß ihm auch nur die geringste von unsern Lehren nicht gefalle: wir werden ihm gewiß die Probe unsers Eifers um das Haus des Herrn auf's Nachdrücklichste zu fühlen geben. Wir werden ihm sogleich den Namen eines wahren Christen absprechen, wenn auch sein Wandel noch so unsträflich ist. Ein Priester wird abgesetzt, sobald man nur weiß, daß er irriger Lehre ist. Allein noch hab' ich nicht gehöret, daß man einem Prediger, der sich nur vor offenbaren groben Bubenstücken und Schandthaten, die der Ahndung des Richters unterworfen sind, hütet, seiner sonst unanständigen und mit den Geboten Christi nicht übereinstimmenden Lebensart wegen, auch nur einen Heller von seinem Einkommen entzogen habe. Man stellt ihn nicht einmahl darüber zu rede, man überläßt es seinem Gewissen, und decket seine

Fehler mit dem Mantel der Liebe zu. Ich kenne viele von meinen Amtsbrüdern, die von ihrem Hochmuht, Eigensinn, Geitz, Neid, u. s. w. weit stärkere Proben geben, als von den diesen Lastern entgegengesetzte Tugenden. Ich kenne unterschiedliche, die aus einer löblichen Begierde, sich so weit als möglich von den Scheinheiligen zu entfernen (die, wie der Apostel sagt, des Leibes nicht verschonen, und dem Fleisch nicht seine Ehre thun zu seiner Nohtdurft *) einen Wandel führen, den ich, wenn mich nicht die Ehrerbietung gegen das heilige Amt, das sie führen, abhielte, höchst liederlich nennen wollte. Aber alle diese Männer hören darum nicht auf, rechtschaffene Diener Gottes zu seyn, welches sie thun würden, wenn ihre Lehre nur den tausendsten Theil so irrig wäre, als ihre Aufführung lasterhaft ist. Die Ursache ist, weil unsere Gottesgelehrten wider die alten und neuen Donatisten mit Recht behaupten, daß die Gottlosigkeit eines Predigers der Gültigkeit und Kraft seines Amtes nichts nehme. Wie könnten sie aber dieses thun, wenn die guten Werke nach Ew. Hochedelgeboh-

---

*) Coloss. 2, 23

ren Behauptung eine so nohtwendige Eigenschaft, und nicht vielmehr ein bloßer Zierraht eines Christen wäre?

Ein Prediger soll die Leute zu guten Christen machen. Falls nun sein Unterricht nicht eben so fruchtlos seyn soll, als die Unterweisung, die man von einem lahmen Tanzmeister erwarten kann, so muß er alles an sich haben, was einem Christen nohtwendig ist, ja, er muß noch vollkommener seyn, als die, welche er unterrichtet, weil eben dadurch der Lehrer von dem Schüler unterschieden ist. Nun sehen wir aber, daß ein Prediger sein Amt wohl verwalten kann, ohne daß er fromm ist: wir müssen also gestehen, daß die guten Werke zu dem Wesen eines rechtschaffenen Christen nicht gehören, wenn wir nicht den widersprechenden Satz behaupten wollen, es könne einer ein rechtschaffener Prediger, und folglich ein vollkommener Christ seyn, ohne die nohtwendigen Eigenschaften eines Christen zu besitzen; oder man könne eine Kunst von einem Menschen lernen, der sie selbst nicht verstehe.

Ew. Hochedelgebohren sehen hieraus, daß Ihre Behauptung den Lehren unserer Kirche schnurstracks zuwider, und also falsch und irrig ist.

Wollen Sie sich nun des gegründeten Verdachts entledigen, in welchen Sie durch Ihre anstößige Ausdrücke gerahten sind, so werden Sie wohl thun, wenn Sie mit unserer Kirche bekennen, daß der rechte Glaube und eine unverfälschte Lehre einzig und allein zu dem Wesen eines Christen gehöre; denn dieses ist unsere beständige Meynung.

Wollen Ew. Hochedelgebohren mir nicht glauben, so hören Sie unsern seligen Vater Luther. „Wenn man“ sagt er in seiner Auslegung des neunten Kapitel des ersten Buch Mose „predigt vom Glauben, soll man zusehen, daß man auf's Lauterste predige, denn er kann nicht leiden, daß man etwas daneben einführe. Die Liebe aber kann viel Dinge leiden, wie Paulus sagt, die Liebe duldet alles, auch die bösen Buben, wie Christus uns getragen hat, sondern der Glaube träget nichts, spricht also: daß die Leute unvollkommen leben, da mag man Geduld haben, aber mit unrechter Lehre hab' ich keine Geduld. Derhalben ist groß Unterschied unter der Lehre und Leben. Mit der Lehre gilts nicht scherzen, die muß rein und recht bleiben. NB. Aber mit dem Leben halten wir's nicht so streng, wie man auch im Evangelio siehet, daß Christus Geduld hat mit den

Jüngern, und durch die Finger siehet, wenn sie gleich gröblich straucheln, doch strafet er sie zuweilen auch, und spricht, daß ist nicht recht. Das ist die Lehre. Mit den Pharisäern aber und Heuchlern hatte er immer keine Geduld, denn es trift nicht das Leben, sondern die Lehre. Es liegt die größte Macht an der Lehre, wenn die rein bleibt, so kann man allerley unvollkommen Leben und Schwachheit tragen. Sofern daß man an der Lehre halte, und bekenne, daß des Lebens anders seyn sollte; wo aber die Lehre verfälscht wird, so ist dem Leben auch nicht mehr zu helfen."

Ew. Hochedelgebohren sehen aus dieser Stelle, daß der selige Luther sagt, es sey gut, wenn Lehre und Leben mit einander übereinstimmen. Wenn aber ja eins seyn sollte, so könne man sich in der Christenheit eher ohne gute Sitten, als ohne eine Lehre behelfen. Welches eben so viel ist, als wenn er gesagt hätte, man müsse das Nohtwendige dem, was bloß zum Zierraht dienet, vorziehen. Und daß dieses seine wahre Meynung sey, erhellet noch deutlicher aus folgenden Worten, die am angeführten Orte befindlich. „Also," heißt es, „lässet hie Gott nach, und will, daß man Fleisch esse, verbeut aber das Blut zu

essen.

essen. Als sollt' er sagen, halt mir den Glauben rein, ob du gleich die Liebe nicht kannst rein und vollkommen halten und haben."

Man muß gestehen, man will oder will nicht, daß unserm seligen Luther die Lehre von der Unnöhtigkeit der guten Werke, recht an's Herze müsse gewachsen gewesen seyn. Um eine Meynung zu behaupten, die er nicht für sonderlich wichtig gehalten, würde er sich nicht die Mühe gegeben haben, einen so tiefen Verstand aus Worten zu ziehen, die dem ersten Ansehen nach nichts weniger zu sagen scheinen, als das, was er daraus schliesset. Denn wer sollte sich jemahls träumen lassen, daß in dem Verbote des Blutessens die falsche Lehre von der Nohtwendigkeit der guten Werke verworfen worden. Diese wichtige Entdeckung ist schon einzig und allein fähig, uns nebst dem ausnehmenden Verstande und großen Eifer für die reine Lehre auch den heroischen Heldenmuht des Mannes Gottes Lutheri zu erkennen zu geben: Der Schluß, den der selige Vater aus dem verbotenen Blutessen machet, ist der Vernunft so unbegreiflich, und den Augen natürlicher Menschen so ungereimt, daß Luther nichts anders von diesen Leuten zur Belohnung seiner Arbeit ver-

muhten konnte, als daß sie ihm zurufen würden: Paule du rasest.

Allein ob ihn gleich der Spottgeist des Meister Klügels, mit dem er in seinen Schriften so oft zu thun hat, mehr als zu bekannt war, so verachtete er doch gar heroisch alle widrige Urtheile, die nohtwendig über eine Auslegung von so besondere Art ergehen mußten. Er ließ sich in nichts irren, und fuhr fort, den Schacht des göttlichen Wortes mit Verachtung aller Mühe und Gefahr zu durchkriechen, um die darinn verborgenen Schätze ans Licht zu bringen. — Gott segnete seine Arbeit, und selbst in der schon angeführten Auslegung findet man unzählige Spuren dieses Segens. Ich will nur noch einige, die sich zu der Materie, wovon wir reden, vorzüglich schicken, mit Ihrer Erlaubniß anführen.

Die Blutschande Loths, die Heyraht Isaaks und der Name der Rebekka, sind Dinge, die, wenn man sie obenhin ansiehet, nichts vom Glauben und von guten Werken in sich zu fassen scheinen. Allein ein so großer Geist, wie Luther, sieht weiter, als das blöde Gesicht anderer Menschen reichet.

Er findet auch darinn etwas wider die guten

Werke. „Wie," schreibt er bey der Blutschande Loths: „die zwo Töchter ihrem Vater nachhuren und von ihm schwanger werden, also thun auch alle, so mit Werken vor Gott kommen, und vom freyen Willen lehren, brauchen den Saamen nicht, dahin sich's gehöret; das ist nun gleich so viel, als wenn die Tochter bey dem Vater schlief, und Hurenkinder zeuget." — — Und bey der Heyrath Isaaks macht er über den Namen der Braut, folgende sinnreiche und erbauliche Anmerkung: „Dazu stimpt auch der Braut Namen Rebecca, das ist gemeste oder feiste Plunsch und dicke Prozel, das ist, die Synagoge, gemest und feist mit großen Werken, muß sich aber darnach durchs Evangelium einziehen und schlang machen, ist noch fett und voll eigner Werke, damit sie wollen den Himmel pochen, wie der fette Eylon."

Ich bitte Ew. Hochedelgebohren mit mir die großen Verdienste Luthers in Hervorbringung und Befestigung der Wahrheit zu preisen, und seinen Verstand, Eifer und Muht zu bewundern. Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht eine große Undankbarkeit sey, eine Lehre, die dieses theure Rüstzeug mit so vieler Mühe und so weit hergeholten Gründen verfochten, zu verlassen, und sich einzu-

bilden, der entgegengesetzte Irrthum könne gar wohl mit selbiger bestehen? Die reinsten Lehrer unserer Kirche haben bis auf den heutigen Tag andere Gedanken gehabt. Sie haben es von jeher ihre größte Sorge seyn lassen, die Lehre, nach dem Rahte ihres geistlichen Vaters, rein zu behalten. Sie haben zu dem Ende wo sie nur gekonnt, die irrigen Lehrer ihrer Dienste entsetzet, aus dem Lande verjaget, ins Gefängniß geworfen, oder, wenn dieses sich nicht thun lassen wollte, wenigstens mit dem Munde wider sie geeifert; mit einem Worte alles gethan, was einer, der die, so den Herrn hassen, in rechtem Ernste mit dem König und Propheten David hasset, thun muß. Dieses müssen ihnen auch ihre ärgsten Feinde lassen. Hingegen kann ihnen auch der boshafteste und unverschämteste Verläumder nicht nachsagen, daß sie jemals auf die Nohtwendigkeit der guten Werke gedrungen, oder etwas gethan, woraus man schliessen könnte, daß sie dieselbe für so wichtig als die Reinigkeit der Lehre hielten. Vielmehr ist gewiß, daß sie sich allen denen, die von einer Verbesserung des Christenthums in Ansehung der Sitten geschwatzet, zu allen Zeiten männlich widersetzet, und diejenigen, welche dieses gethan, für

falsche Brüder, und in Schaafkleider sich wickelnde Wölfe gehalten. So ging es dem bekannten Johann Arnd, dem Rostockischen Müller, und dem an eben diesem Orte lehrenden Großgebauer. Es ist wahr, man sahe diesen letzten nur mit scheelen Augen an. Allein es ist auch glaublich, daß man ihn härter würde angegriffen haben, wenn ihn Gott nicht aus gerechtem Gericht in der Hälfte seiner Tage weggenommen hätte.

Durch dieses löbliche Verfahren unserer Kirche war die Reinigkeit der Lehre auf so festen Fuß gesetzt, daß man vermuhten sollte, sie würde nimmermehr von irgend einem Irrgeiste angefochten werden. Auf den Akademieen unterwies man die, welche sich dem Dienste der Kirche widmeten, in keiner andern Wissenschaft, als in der Kunst, mit den Ketzern um die Wahrheit zu fechten: und wenn sie, auf solche Art zu rechter Führung der Kirche des Herrn zubereitet, würklich zum Lehramt kamen, so trugen sie ihren Gemeinden vor, was sie gelernet hatten, nehmlich die unverfälschte lautere Milch des Evangelii. Sie verfluchten die Ketzer, trösteten die Sünder, und vermieden sorgfältig, der Besserung des Lebens, und der guten Werke zu gedenken; musten sie ehrenhalber zuwei-

len wider die Laster eifern, so geschahe es nur wider diejenigen, die gar zu grob waren, und zwar mit einer Art, daraus man wohl abnehmen konnte, daß sie aus den guten Werken die Hauptsache zu machen nicht gewillet. Schlugen sie einem groben Sünder mit dem Hammer des Gesetzes eine Wunde, so liessen sie ihn nicht, wie klein auch die Wunde war, unverbunden in seinem Blute liegen; sie hatten gleich das Oel und den Wein des Evangelii zur Hand, und tröpfelten von diesen heilsamen Säften so viel in die gemachte Wunde, als nöhtig war, zu verhindern, daß der kalte Brand der Verzweiflung nicht dazu schlüge.

Aber, fuimus Troes, diese glücklichen Zeiten sind verschwunden. Es hat sich eine Art Menschen hervorgethan, die da haben den Schein eines gottseligen Wesens, seine Kraft aber verleugnen. Diese neuen Ketzer haben unter dem scheinbaren Vorwande, das Christenthum habe eine Besserung nöhtig, das geistliche Israel ungemein verwirret. Es haben sich zwar unsere Gottesgelehrten diesem Unwesen nach äusserstem Vermögen widersetzt, und alles gethan, dieses Uebel in der ersten Gebuhrt zu ersticken. Sie griffen diese Schwär-

mer in Leipzig, wo sie ihre neuen Götter zuerst verkündigten, mit solchem Nachdruck an, daß es um sie gethan zu seyn schien. Allein da diese böse Rotte unter dem Schutze eines sonst grossen und löblichen Priesters in dem neuen Samarien ihre Sicherheit fand, erholte sie sich bald wieder, und hat sich seit der Zeit dergestalt ausgebreitet, daß es, wenn Gott nicht auf eine ausserordentliche Weise ins Mittel tritt, um unsere arme Kirche schlecht aussiehet; denn jene Rotte fängt nicht allein an, sich an Oertern einzunisteln, wo sie vor diesem am wenigsten geduldet wurde, sondern sie hat auch durch ihr böses Exempel viele sonst reine Lehrer dahin gebracht, daß sie, aus Furcht für gottlose Leute angesehen zu werden, das Gesetz (welches zu unserer Väter Zeiten was unerhörtes!) so stark als den Glauben zu treiben beginnen. O Deus, in quae tempora nos reservasti.

Ich weiß wohl, diese letzten rechtschaffenen Männer meynen es so böse nicht, wie man, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagten, zur Noht aus ihrem Wandel, der nichts weniger als pietistisch ist, abnehmen könnte. Was sie thun, geschicht aus einer theologischen Klugheit. Allein es will mir doch nicht gefallen, daß man dem

Teufel so viel einräumt, und aus Menschenfurcht heuchelt. Es läßt, als wenn unsere Prediger meinen, man müsse in seinem Herzen orthodox, und auf der Kanzel Pietist seyn. Eben wie der bekannte Jurien sagte, man müsse es mit den heiligen Augustin halten, aber doch auf Pelagianisch predigen (qu'il faut precher à la Pelagienne.)

Wenn ich nicht irre, so hat dieses Betragen unserer sonst rechtgläubigen Lehrer Ew. Hochedelgebohren bewogen, zu glauben, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man dem rechten Glauben, der allein gerecht macht, die guten Werke an die Seite setzte. Allein ich glaube auch, daß Ew. Hochedelgebohren aus dem, was ich bisher geschrieben, erkennen werden, daß dieses eine Sache, die man nicht für so gleichgültig anzusehen hat, als man jetzt insgemein zu thun gewohnt ist. Es hängt unsere ewige Wohlfahrt daran. Viele gottselige Männer, die herzhaft genug sind, sich einer einreißenden übeln Gewohnheit entgegen zu setzen, erkennen dieses, und bleiben bey der alten rechtgläubigen Weise, das Wort Gottes zu predigen. Sie mischen die Ermahnungen zur Tugend nicht dergestalt in ihre öffentlichen Reden, daß man sie, ohne diese Reden zu verstümmeln, nicht davon

trennen könnte: sondern sie hängen dieselben zum Beschluß als eine Zugabe hinten an, doch so, daß man solche leicht überhören kann, und daß sie dieselben weglassen könnten, ohne daß darum ihre Predigt etwas von ihrer Anmuht und Erbaulichkeit verlieren würde.

Was mich, den geringsten unter allen Dienern Christi anlanget, so habe ich die Gewohnheit, daß ich meinen Zuhörern zwar verspreche, sowohl von der Erkenntniß, als der Nachfolge Christi zu handeln: allein ich brauche dabey die theologische Vorsicht, daß ich mich bey dem ersten Punkt so lange aufhalte, bis keine Zeit mehr übrig ist, von dem letzten zu reden. Alsdann sag' ich meinen Zuhörern gleichsam ganz bestürzt, daß die Zeit bereits verflossen, und wickele mich von meiner Zusage mit einem Seufzer los. Ich kehre mich nicht daran, wenn andere diese meine Lehre tadeln. Ich kann einem jeden seine Meynung lassen: ich glaube aber, ich habe auch den Geist Gottes *), zum wenigsten bin ich versichert, daß ich auf solche Art ein Uebel verhüte, welches gewiß nicht geringe ist.

---

*) 1 Cor. 7, 40.

Es ist sehr natürlich, daß Leute, wenn sie hören, daß die Beobachtung der Gebote Christi so unumgänglich nöhtig zur Seligkeit sey, in die größeste Verwirrung gerahten, und bey sich selbst denken: Wer kann denn selig werden? Solche Gedanken aber sind der erste Grad zu einer gefährlichen Schwermühtigkeit, die leicht zu einer Verzweiflung ausschlagen kann. Ich kann mir nicht einbilden, daß ich unrecht thue, wenn ich diesem Unglücke auf alle mögliche Weise vorzukommen suche. Es mögen die heimlichen und offenbaren Pietisten meine Aufführung beurtheilen, wie sie wollen; sie mögen unsere Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, die allein durch den Glauben geschiehet, für noch so ungeschickt halten, eine Besserung des Willens zu würken; ich bleibe einfältiglich bey der einmahl erkannten und bekannten Wahrheit und sage mit unsrer Augsburgischen Confession *). „Wiewohl nun diese Lehre bey unverfälschten Leuten sehr verachtet wird, so befindet sich doch, daß sie dem blöden und erschrockenen Gewissen sehr tröstlich und heilsam ist, denn das Gewissen

---

*) Art. 20.

kann nicht zu Ruhe und Frieden kommen durch Werke, sondern allein durch den Glauben." — —

Wer diesen Worten, wie ein jeder aufrichtiger Evangelischer Christ thun muß, einfältig gläubet, und den Nachdruck derselben völlig einsiehet, kann allen Pietisten und Schwärmern tecklich Trotz bieten. Ich möchte wohl wissen, was ihre Irrthümer für einen Nutzen haben könnten, der nur im geringsten mit den würklichen Vortheilen, welche die reine Evangelische Lehre mit sich führet, zu vergleichen wäre? Ich sehe nicht ab, was daraus Gutes folgen könne; ich weiß aber, daß sie viel Böses gestiftet hat, und noch stiftet, dem durch nichts als durch die heilsame Lehre unserer Kirchen gewehret werden kann. Denn eben die schwärmerische Lehre, die den Glauben ohne gute Werke zur Erlangung der Seligkeit für unzulänglich hält, ist es, die den Irrthum hervorgebracht hat, daß dem Menschen eine gewisse Frist zu seiner Bekehrung gesetzt worden, nach deren Verlauf weiter kein Raum zur Buße übrig, und keine Gnade zu hoffen ist!

Es wird sich bald weisen, daß ich die Wahrheit sage, wenn Ew. Hochedelgebohren nur fol:

gendes zu erwägen belieben. Die Erfahrung giebt es, daß die Gewohnheit leicht zu einer andern Natur wird. Viele ähnliche Thaten machen eine Gewohnheit aus; folglich ist es unläugbar, daß einige Thaten, die wir oft wiederholen, uns so natürlich werden können, daß es uns unmöglich ist, sie zu unterlassen. Sind diese Thaten gut, so heißt es, wir sind im Guten bekräftiget, sind sie böse, so setzen sie uns in einen Zustand, den man die Verhärtung nennt.

Ferner lehret uns die Vernunft, daß man sich von einer langwierigen und fast zur andern Natur gewordenen Gewohnheit nicht plötzlich, und eben so wenig mit einmal losreissen könne, als diese Gewohnheit auf einmal entstanden. Es kostet Zeit, sich das abzugewöhnen, was man bisher zu thun gewohnt gewesen. Diese Zeit muß nun nach der Stärke und Schwäche der Gewohnheit ordentlicher Weise bald länger bald kürzer seyn. Ist aber die Gewohnheit, die wir abzulegen willens, böse, so wird, unserer verderbten Natur wegen, allemahl zu dieser Ablegung eine längere Zeit, als zu ihrem Wachsthum erfodert. Aus diesem allen folget, daß ein Mensch, der vom dritten bis zu seinem funfzigsten Jahre allen sei-

nen Begierden hat den Zügel schiessen lassen, nohtwendig eine noch länger Zeit bedürfe, diese Begierde zu bändigen. Da nun aber selten ein Mensch ein so hohes Alter erreichet, so siehet man offenbar, daß nohtwendig eine Zeit seyn müsse, nach deren Verlaufe unsere Besserung, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, unmöglich sey, ob man gleich dieselbe wegen der unterschiedenen Mischungen der Affekten und wegen anderer Umstände nicht eigentlich bestimmen kann.

Ist nun aber die Besserung des Lebens zur Erlangung der Seligkeit so unumgänglich nohtwendig, so haben unsere Theologen sehr übel gethan, daß sie sich dem peremtorischen Termin widersetzet. Daß ein Augenblick sey, da unsere Besserung unmöglich werden müsse, ist so unstreitig wahr, als daß zweymal zwey vier ist. Und wenn man den terminum peremptorium in diesem Verstande nimmt, so ist er nicht gefährlich. Allein, sobald man sagt, daß nach dem Verlauf dieses Augenblicks alle Hoffnung zur Seligkeit verlohren, weil zur Erlangung derselben nohtwendig eine Besserung des Lebens erfodert werde, so verfällt man in diejenige Ketzerey, wider die unsere Gottesgelehrte mit allem Rechte geeifert haben.

Ew. Hochedelgebohren sehen also, daß dasjenige, was den peremtorischen Termin zu einem Irrthum machet, nichts anders ist, als die thörigte Schwärmerey, die guten Werke wären zur Seligkeit nöhtig, und daß folglich das einzige Mittel, diesen Irrthum zu widerlegen, kein anderes seyn könne, als unsere allein seligmachende evangelische Wahrheit von der Unnöhtigkeit der guten Werke. —

Wer wollte nun aber eine Lehre, die so viel zur Beruhigung unsers Gewissens beyträgt, nicht hoch halten? Wer wollte dieselbe nicht auf alle ersinnliche Weise beliebt und angenehm zu machen suchen? Sobald diese Wahrheit verworfen wird, verliert unsere allein seligmachende Religion etwas von den Vorzügen, welche sie von allen Sekten unterscheiden. Unsere Gottesgelehrten zählen unter die Kennzeichen der besten Religion auch dieses, daß eine Religion im Leben und Sterben den größten Trost giebt. Man kann von unserer Evangelischen Lutherischen Religion dieses mit Grund der Wahrheit sagen. Man muß ihr aber diesen Vortheil nohtwendig absprechen, wenn es wahr ist, daß die guten Werke zur Seligkeit nöhtig sind.

Denn da dieser Satz den peremtorischen Termin erzeuget, der peremtorische Termin aber alle Buße auf dem Sterbebette unnütze machte: so ist es offenbar, daß dadurch die Quelle des Trostes, mit welcher unsere Prediger die Sterbenden aufrichten, nothwendig verstopft werde. Und eben darum sagt die Augsspurgische Confession, daß die Lehre vom Glauben dem blöden und erschrockenen Gewissen tröstlich und heilsam sey.

So tröstlich nun die Lehre vom Glauben ist, so geschickt ist die Lehre von der Nohtwendigkeit der guten Werke, einen Sterbenden zur Verzweiflung zu bringen. Ich gestehe, es wäre zu wünschen, daß sich jedermann bestrebte, nebst der Reinigkeit des Glaubens ein gutes Gewissen zu haben. Dieses wäre unstreitig der sicherste Weg zu einem freudigen Tode. Allein, da die Natur des Menschen so sehr verderbt ist, so sieht man wohl, wie wenig dieses zu hoffen, und daß es daher unumgänglich nohtwendig sey, die Menschen auf eine andere Art zu einem ruhigen und seligen Ende geschickt zu machen. Gott hat uns nach seiner Güte alles mühsamen Nachsinnens in diesem Stücke überhoben.

Der Schächer am Kreuze, der ohne alle gute

Werke bloß durch seinen Glauben der ewigen Seligkeit theilhaftig wurde, lehret uns durch sein Exempel, daß man in den letzten Stündlein nicht nöhtig habe, seiner Sünden wegen zu verzagen. Es ist nicht von ohngefähr geschehen, daß diese Begebenheit sich genau zu der Zeit zugetragen, als Gottes eingebohrner Sohn am Stamme des Kreuzes für unsere Sünde genug gethan. — Gott hat uns dadurch die Natur dieser Genugthuung recht lebhaft zu erkennen geben wollen: und wie unerkenntlich auch sonst das menschliche Geschlecht in Ansehung der göttlichen Wohlthaten ist, so muß man ihm doch zum Ruhm nachsagen, daß es diese Wohlthat dankbarlich angenommen, und sich wohl zu Nutze zu machen weiß. Wenn man das Leben der meisten Christen ansiehet, so muß man bekennen, daß der Schächer in Ansehung seiner späten Buße weit mehr Nachfolger habe, als unser Heyland in Ansehung seines vollkommenen Gehorsames. Diese Aufführung der Christen ist nicht zu tadeln, nur ist zu bedauren, daß viele von den getreuesten Nachfolgern dieses Schächers so wenig Beständigkeit in ihrer Nachahmung beweisen, daß sie, wenn das letzte Stündlein kommt, ihrer Sünde wegen anfangen, zu zittern und zu zagen, nicht

anders,

anders, als wenn kein Schächer gewesen, der die Furcht, die sie empfinden, durch sein Exempel ungereimt gemacht hätte.

Was soll nun ein rechtschaffener Prediger thun, um diese trostlose Sterbende vor der Verzweiflung zu bewahren? Das, was diese armen Leute unruhig und verzagt macht, ist nicht ein Zweifel an der vollkommenen Genugthuung Christi, denn nichts ist leichter und bequemlicher, als zu glauben, daß ein anderer gethan, was ich thun soll, und ich also von aller Verantwortung frey sey. Das einzige, was einem Sterbenden Scrupel macht, ist die Mühe, sich zu bereden, daß diese Genugthuung ihm wegen seiner Sünden zu statten kommen könnte. Sein Seelsorger hat ihm erst gesagt, daß einer, der wider Gottes Gebot handelt, und sich nicht bessert, verdammt wird; der ehrliche Mann hat es unstreitig nicht so böse gemeint: allein dieses kann nicht hindern, daß ein Sterbender nicht Anlaß nehme, sich daher allerhand sorgliche Gedanken zu machen. Die Annehmlichkeit der Sünden, die ihn reizte, daß er diese Drohungen wenig achtete, verschwindet mit der Hoffnung des Lebens, nur die Furcht vor der Hölle wird, wenn er die Größe seiner Sünden

bedenket, und alle Augenblicke vermuhten muß, in einen Stand zu gerahten, da alle Hoffnung der Vergebung verlohren, immer größer. Und alsdann fällt auch denen, die kein Latein wissen, das Distichon des Cato bey.

Cum sis ipse nocens, moritur cur victima pro te,
Stultitia est, morte alterius sperare salutem.

Der Teufel läßt sich aber die Mühe nicht verdrießen, den Sterbenden diese Worte aufs deutlichste zu erklären: und diese Erklärung macht alsdann einen größern Eindruck in ihr Gemüht, als die Auslegung des andern Artikels, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die armen Leute sich fälschlich einbilden, es sey nebst dem Glauben auch ein tugendhafter Wandel zur Seligkeit nöhtig. Dieses ist derjenige Irrthum, der so viele Schwachgläubige auf die äußerste Spitze des Verderbens setzet. Ein treuer Prediger muß also sich bemühen, diesen Irrthum zu widerlegen, und seine trostlose Seele durch die ihm entgegengesetzte Wahrheit zu einer ruhigen und seligen Abfahrt geschickt zu machen. Er muß die Größe der Barmherzigkeit Gottes, und die Vollkommenheit Christi auf's prächtigste herausstreichen, und

den Sterbenden überführen, daß allein das Vertrauen auf diese Barmherzigkeit, und dieses Verdienst, ihn selig machen könne. Er muß ihm auch ausdrücklich sagen, daß es nicht nöhtig sey, gute Werke zu thun, daß auch ein Mensch, der die ganze Zeit seines Lebens in Sünden zugebracht, ohne alle Besserung selig werden könne, wenn er nur in der letzten Viertelstunde sich fest beredet, Christus sey für ihn gestorben: und dieses muß er durch das trostreiche Beyspiel des Schächers beweisen. Der Kummer, den die begangenen Sünden einem Sterbenden machen, wird auf solche Art bald verschwinden, zumal wenn der Prediger seine Gründe mit andächtigen Gebeten begleitet und spricht:

„Darum ist kein Sünder so groß,
„Wenn er sich legt in Christi Schooß,
„Mit wahrem Glauben wickelt ein
„In die blutige Wunde sein,
„Bey Gott dem Vater Gnade find.

Er muß dem beängsteten Sünder die Versicherung geben, daß diese gläubige Einwickelung in die Wunden Christi auch in dem letzten Augenblicke unsers Lebens geschehen könne. Weil nun der Teufel zu einer solchen Zeit sehr geschäftig ist,

so trägt es sich oft zu, daß der Sünder sich den Scrupel macht, ob diese Einwickelung ihm ohne wahre Buße und Besserung was nützen könne. Man siehet leicht, daß dieser Scrupel ungereimt ist, und nicht verdienen würde, daß man darauf antwortete, wenn die christliche Liebe nicht beföhle, auch die Kleinigkeiten, die ein Sterbender vorbringt, mit Geduld anzuhören, und ihm darauf gründlichen Bescheid zu geben. Man muß demnach einem solchen Menschen sagen: daß er sich ohne Noht selbst quäle, wenn er meine, es fehle ihm an wahrer Buße: eben die Angst, in der er sich wegen seiner begangenen Missethaten befinde, gebe zu erkennen, daß er seine Vergehungen bereue. Es sey also nichts mehr nöhtig, als daß er die Reue mit einem festen Glauben an Christum verbinde: er müsse sich nicht irren lassen, daß er aus seinem Katechismus gelernet, daß noch außer der Reue, und dem Glauben, der neue Gehorsam, oder Besserung des Lebens zu einer wahren Buße erfordert werde. Denn es sey wohl zu merken, daß dieser neue Gehorsam in der Verrichtung guter Werke bestehe, und folglich zu einer wahren Buße nicht nöhtiger seyn könne, als die Werke zur Seligkeit. Da nun unsere Kirche glaube, daß

diese guten Werke zur Seligkeit so viel nützen, als das fünfte Rad am Wagen, so könne er ohne Mühe begreifen, daß die Meynung unserer Kirche nicht sey, den neuen Gehorsam für ein wesentliches Stück einer wahren Buße auszugeben: er sey ein Zierraht, der, wie uns die Werke vor den Menschen rechtfertigen, unserer Buße vor der Welt ein schönes Ansehen gebe. Es sey demnach eine gottselige Eitelkeit, daß er sich zu einer Zeit, da er weit wichtigere Dinge zu bedenken habe, um den Mangel einer Sache, die so wenig nohtwendig sey, unnütze Sorgen mache. Er solle sich nur solcher Gedanken entschlagen, solle sich fest bereden, sein Heyland werde ihm ohne alle sein Verdienst und Würdigkeit die Seligkeit schenken: und in dieser Zuversicht sanft und selig einschlafen.

Solche Vorstellungen sind, wie ich aus Erfahrung in meinem nunmehro, Gottlob! in die zwanzig Jahre geführten Amte gelernet, das einzige Mittel, die beängsteten Gewissen zu trösten. Sie müsten aber falsch seyn, wenn es wahr wäre, daß derjenige, welcher selig werden will, gute Werke thun müsse. Dieser Irrthum raubt dem Sterbenden allen Trost, und ist daher um soviel gefährlicher. Ja, was noch schrecklicher ist! er

macht das Benehmen unserer Prediger, welche die Sterbenden auf die angeführte Art zu einem seligen Abschiede bereiten, dem Verfahren der Quacksalber ähnlich, welche die Schmerzen ihrer Patienten durch Opiate und durch narkotische Mittel vertreiben, ohne das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Ich glaube Ew. Hochedelgebohren verabscheuen diese abscheulichen Folgen des Irrthums, den Sie zu hegen scheinen, und sehen nunmehr die gründliche Vortreflichkeit und den herrlichen Nutzen unserer Evangelischen Lehre völlig ein. Dieses ist der Zweck meines Schreibens, und, o wie glücklich wär ich, wenn meine Bemühung nicht vergebens seyn wird! Ich habe zu dem Ende Ew. Hochedelgebohren so deutlich gewiesen, daß unsere Lehre von dem Glauben und den guten Werken sowohl in der heiligen Schrift, als in der gesunden Vernunft gegründet ist, und Ihnen gezeiget, daß Ihre Meynung mit unserer Lehre nicht übereinstimme.

Wenn Ew. Hochedelgebohren das, was ich geschrieben, wohl erwägen, so werden Sie nohtwendig eingestehen müssen, daß Sie geirret, die Kirche geärgert, und also eine ernst-

haftere Erinnerung, als ich mir Ihnen zu geben die Freyheit nehme, wohl verdient. Diese Erkenntniß Ihrer Sünden wird Sie antreiben, Gott Ihr Vergehen abzubitten, und sich in Zukunft vor allen Abwegen, nach allem Vermögen, zu hüten. Dieses ist der beste Entschluß, den Sie fassen können.

Sollten Ew. Hochedelgebohren aber wider Vermuhten sich in Ihrem Irrthum verhärten, und denselben durch allerhand Scheingründe zu behaupten suchen: so will ich mir zwar, um Ihre Seele zu gewinnen, die Mühe nicht verdriessen lassen, auch auf diese Scheingründe zu antworten; allein es würde mir doch leid seyn, Sie so tief in die heillosere Pietisterey verfallen zu sehen, daß Sie, ehe Sie der Wahrheit Gehör geben, lieber, ich weiß nicht, was für Ausflüchte suchten. Mich deucht indessen, daß ich dieses nicht leicht zu besorgen habe, denn ich habe, wie Ew. Hochedelgebohren selbst finden werden, allen Scrupeln und Einwürfen, die Sie sich und mir vermuhtlich machen könnten, auf's sorgfältigste vorgebauet.

Einen Schlupfwinkel hab' ich Ihnen, wo mir recht ist, offen gelassen, den ich Ihnen aber noch

zum Beschuß dergestalt verrennen will, daß es Ihnen unmöglich seyn wird, daselbst wider die Gewalt meines Angriffes Ihre Sicherheit zu suchen. Ew. Hochedelgebohren könnten sprechen: „Es nähme Sie sehr Wunder, daß man Ihre unschuldigen Reden so übel auslege, und, Sie wüßten nicht, was für Ketzereyen man darinn finde: da doch einem Jeden, der nur einmal die heilige Schrift gelesen, nicht unbekannt seyn könne, daß ehemals der Apostel Paulus selbst eben dergleichen Gedanken gehabt, ohne daß es jemals unsern Gottesgelehrten eingefallen, zu behaupten: Durch die Ausdrücke, deren sich unser Heyland und die beyden angeführten Apostel bedienet, geschehe der reinen Lehre, daß der Glaube an Christum selig mache, Abbruch. Es sey also offenbar, daß unsere Gottesgelehrten ein sicheres Mittel wüßten, die in der Schrift befindlichen, nicht sehr orthodox klingenden Reden, mit ihrer reinen Lehre zu vereinigen; folglich sey es eine Unbilligkeit, daß man Ihre offenbarlich nicht so hart lautende Worte, nicht nach eben den Regeln erklären, und ihnen einen Sinn geben wolle, welcher der Evangelischen Wahrheit nicht zuwider sey. Denn Si-

fänden nicht, warum es leichter sey, in dem Worten Jakobs: so sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein (Jakob II — 24.) einen orthodoxen und den Worten Pauli, die gerade das Gegentheil zu sagen scheinen (Röm. II. — 28.) nicht zuwiderlaufenden Verstand zu finden, als in den Ausdrücken, deren Sie sich bedienet. Ihre Meynung sey aber diejenige, die der Apostel Paulus, seine Orthodoxie unbeschadet, vorgetragen, wenn er Galat. V. 6. schreibt: denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist: und wenn die irrig, so müsse man die ganze Bergpredigt Christi in den indicem expurgatorium setzen. Es möchten doch die, welche Sie zum Ketzer machen wollten, sich wohl vorsehen, daß sie nicht selbst aus übergroßer Orthodoxie unserm Heylande und der ganzen heiligen Schrift widersprächen. Ja es wäre zu beklagen, daß dieses würklich von Leuten geschehe, die vor allen andern auf die klaren Worte des Textes zu pochen gewohnt wären. Denn Sie könnten es nicht anders ausdeuten, als daß der Apostel Pa-

lus offenbar Lügen gestraft werde, wenn man sage, die Gottseligkeit sey zwar zu allen Dingen nütze, allein zur Seligkeit nicht; da doch dieser Apostel ausdrücklich hinzusetze, sie habe auch die Verheissung des zukünftigen ewigen Lebens *). Sie wollten indessen die lieblosen Urtheile, die Sie der Wahrheit wegen über sich ergeben lassen müßten, geduldig leiden, und in der Stille darüber seufzen, daß es in der Christenheit Leute gebe, denen die Tugend und Gottseligkeit verdächtig scheine, und die bey dem bejammernswürdigen Mißbrauch der Lehre von der Gnade Gottes in Christo Jesu, kein Bedenken trügen, die Ruchlosen, welche schon für sich mehr als zu geneigt wären, diese Gnade auf Muhtwillen zu ziehen, in ihrer Sicherheit zu bestärken u. s. w."

Ich denke nicht, daß Ew. Hochedelgebohren mir nachreden werden, ich hätte ihre Vertheidigung nicht mit gebührendem Nachdruck vorgetragen. Ich verfahre aufrichtig mit Ihnen, doch verlange ich nicht, daß Sie mich dieser Aufrichtigkeit wegen loben sollen. Ein solches Lob würde mir mehr schaden, als nützen: denn unter den

*) 1 Tim. 4.

Gottesgelehrten ist es ein altes Herkommen, die Gründe ihrer Widersacher nicht in aller ihrer Stärke anzuführen, sondern dieselben, um Aergerniß zu vermeiden, mit Weglassung dessen, was darinn das gefährlichste ist, vorzutragen. Ich wollte um vieles nicht, daß es Jemand wüßte, daß ich mich von diesem löblichen Gebrauch entferne. Dieses wäre genug, mich als einen heimlichen Ketzer verdächtig zu machen. — Doch Ew. Hochedelgebohren verrahten mich nicht.

Nun wird es Zeit seyn, daß ich mich bemühe, Ihnen den Ungrund Ihrer Klagen so deutlich darzuthun, als es möglich ist. Es haben alle Ketzer die heilige Schrift zur Beschönigung ihrer Irrthümer gemißbrauchet, und Ew. Hochedelgebohren würden, wenn Sie dieß nicht thäten, zu erkennen geben, daß Sie Ihr Handwerk schlecht gelernt, und noch nicht geschickt wären, ein würdiges Mitglied des Ketzerordens zu heissen. Allein, gleichwie unsere Gottesgelehrte allen falschen Lehrern die aus dem Zeughause des göttlichen Worts entwendeten Waffen mittelst der ihnen eigenen Geschicklichkeit ohne große Mühe aus den Händen zu drehen gewußt, so können Ew. Hochedelgebohren auch versichert seyn, daß, wie sehr Sie sich

auch mit Sprüchen aus der heiligen Schrift waffnen, der Sieg dennoch auf unsere Seite sich neigen werde.

Zwar muß man, wenn man aufrichtig reden will, bekennen, daß, seit dem der Teufel die Kirche Gottes durch allerhand Ketzereyen beunruhiget, keine einzige ausgeheckt worden, die einen so grossen Schein der Wahrheit und Heiligkeit hätte, und so genau mit der heiligen Schrift übereinzukommen scheine, als die, welche man die Pietisterey nennt, und welcher Ew. Hochedelgebohren beygethan zu seyn im Verdacht sind. Ja man kann, ohne Unwahrheit zu begehen, sagen, daß dieselbe aus einer fleißigern Lesung der heiligen Schrift, als sonst gebräuchlich (die aber nur nicht in rechter Ordnung vorgenommen) entstanden sey. So lange man auf unseren Evangelischen hohen Schulen die studirende Jugend nur in der polemischen Theologie und Predigtkunst übte, und außer diesen heilsamen Wissenschaften ihnen nichts als die Logic des Aristoteles, und eine zum theologischen Gebrauch eingerichtete scholastische Metaphysic erklärte, war die Kirche Gottes in Ruhe: allein sobald als einige Magister in Leipzig mit ihren Collegiis biblicis aufgezogen kamen, ...

durch das Ansehen jener Künste, mit denen man sonst der studirenden Jugend den Kopf zu füllen, und den Beutel zu fegen pflegte, schwächten, riß sogleich der Irrthum ein, ein gutes Leben müsse den Glauben, wenn er rechtschaffen seyn sollte, begleiten. Es muß demnach in der heiligen Schrift etwas enthalten seyn, das zu so irrigen Gedanken Anlaß geben kann. Und in der That, die häufigen Ermahnungen zur Tugend, die man fast auf allen Blättern findet, können einen, der nicht recht in seinem Glauben fest ist, leicht auf die Gedanken bringen; der einzige Endzweck der göttlichen Offenbahrung sey, die Menschen nicht sowohl von dem Wesen, als von dem Willen Gottes zu unterrichten, und fromm und tugendhaft zu machen. Die ganze Bergpredigt Christi handelt bloß von guten Werken, und hält nichts vom Glauben in sich; ja, ich zweifle nicht, wer dieselbe in Frag' und Antwort brächte, und dieselbe heutiges Tages als einen kurzen Begriff der Lehre des Evangelii der Jugend erklären wollte, würde von allen reinen Lehrern für einen heimlichen Socinianer gehalten werden. Nichts aber ist so geschickt, die Leute zu Pietisten zu machen, als die Epistel Jakobi. Dieser Apostel redet so hart wi-

der den Glauben, und streichet die guten Werke so heraus, daß der selige Vater Luther, weil er nicht sahe, wie man die Lehren dieses Apostels mit den Lehren Pauli in Einstimmung bringen könnte, nach seiner heroischen Weise, dreiste weg sagte, die Epistel Jakobi sey eine stroherne Epistel. Unsere Gottesgelehrte, die von jeher wohl erkannten, daß Luthers Schuhe nicht allen Füßen gerecht sind, haben Bedenken getragen, ein ganzes Buch der heiligen Schrift bloß darum zu verwerfen, weil etwas darinn enthalten, das nicht in ihren Kram dient, und haben sich also bemüht, Jakobum und Paulum zu vereinigen. Da nun nach der Schrift dem, welcher gläubet, nichts unmöglich ist, so haben unsere Theologen endlich ein Mittel erfunden, den Widerspruch, der den seligen Luther so zur Verzweiflung brachte, daß er deswegen eine von Gott eingegebene Schrift als unächt verworfen, glücklich zu heben, indem sie nach reiferem Nachsinnen und genauerer Betrachtung der Worte der beyden Apostel die Entdeckung machten, die gewiß nicht zu verachten ist, daß Paulus von der Rechtfertigung vor Gott, Jakob hingegen von der Rechtfertigung vor den Menschen rede. Man muß gestehen, dieses ist

sehr glücklich ausgedacht: und wenn auch der Einfall nicht so gründlich wäre, als er ist, so könnte man doch sagen, si non e vero, e bene trovato. Allein wie gründlich und scharfsinnig auch unsere Theologen zwey dem Schein nach uneinige Apostel vereiniget, so bleibt doch ausser diesem Stein des Anstoßes noch vieles in der Schrift übrig, das ebenfalls, wenn es übel verstanden wird, zu pietistischen Gedanken zufälliger Weise Gelegenheit geben kann. Es würde zu weitläufig seyn, alle dergleichen Stellen anzuführen; denn man mag die Bibel aufschlagen, wo man will, so will ich wetten, man wird etwas finden, das, ausser dem Zusammenhang genommen, und nach unserer Orthodoxie beurtheilet, ein pietistisches Ansehen gewinnet. Man sollte daher fast bewogen werden, diejenigen, die sich durch die scheinbare Uebereinstimmung der Pietisterey mit der Schrift auf Irrwege führen lassen, zu entschuldigen, wenn nicht der löbliche Fleiß unserer reinen Gottesgelehrten, die den wahren Sinn einer jeden Schriftstelle so glücklich eingesehen, und in ihren allenthalben zu habenden Schriften der Welt ihre Entdeckungen mitgetheilt, jene Leute aller Entschuldigung unwürdig machte.

Warum lesen diese Herren nicht die Schriften unserer Gottesgelehrten? Warum wagen sie sich in ein ihnen unbekanntes Land ohne einen treuen Wegweiser? Verirren sie sich, so mussen sie es sich selbst zuschreiben. Das ist der Lohn ihrer Verwegenheit. Es ist nöhtig, es ist nützlich, die heilige Schrift zu lesen, allein, da es schon eine Sünde, etwas darinn zu finden, das den Lehren unserer reinen Theologen entgegen ist, so ist ja wohl das Vernünftigste, was einer thun kann, dieses, daß er sich der Anleitung eines geübten und erfahrnen Gottesgelehrten bediene, um hinter den wahren und mit unsrer Analogia fidei, die durch Gottes Gnade nunmehr zu der größten Vollkommenheit und Gewißheit gelanget ist, übereinstimmenden Sinn der Schrift zu kommen. Versäumt er dieses, so ist es kein Wunder, wenn er endlich auf Irrthümer verfällt.

Die heilige Schrift ist, wie unsere Theologen gar wohl anmerken, nicht ἰδίας ἐπιλύσεως; und wer sich auf dieses geistliche Meer ohne den Kompaß unserer Orthodoxie waget, kann schwerlich hoffen, den Hafen der Wahrheit zu erreichen. Ich habe vor langer Zeit in dem Journale litteraire den Auszug eines in England herausgekommenen

Buchs,

Buchs, dessen Titel mir entfallen, gelesen, in welchem der Autor gar sinnreich und artig behauptet, daß das Lesen der Schrift der Orthodoxie sehr nachtheilig, und fast die einzige Ursache aller Ketzereyen sey. Man hat geglaubt, der Autor habe in dieser Schrift die Orthodoxie auf eine satyrische Art durchziehen, und sie eines Ungrundes beschuldigen wollen. Ich will darüber mit Niemanden zanken. Mir liegt wenig daran, ob der Autor diese Absicht, die wahrhaftig gottlos ist, gehabt oder nicht; nur deucht mich, daß man der Behauptung dieses Engländers, wenn man sie von den etwa mit unterlaufenden Spöttereyen, von welchen ich ein Feind bin, absondert, einen guten Verstand geben könnte. Er sagt in der That nichts Unrechtes. Alle Gottesgelehrte in allen Religionen sagen einmüthig, daß alle Ketzer ihren Irrthümern aus der Schrift ein Färbchen anstreichen, und geben also zu verstehen, daß in der Schrift würklich Stellen vorhanden sind, die ohne eine gute Erklärung Unerfahrnen zum Anstoß gereichen können. Sie glauben dadurch das Ansehen der heiligen Schrift, und diejenige Lehre, welche sie für die beste halten, so wenig zu verletzen, als der Apostel Petrus die Absicht gehabt, seines Mit-

arbeiters am Evangelio zu spotten, wenn er von den Briefen Pauli schreibt, daß darin „etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen. 2 Petr. 3, 16.

Diese Anmerkung des Apostels Petri hat die Römische Kirche zu einem Entschluß gebracht, der mit dem Vorschlage des gedachten Engländers sehr wohl überein kömmt. Sie hat den Layen die Lesung der heiligen Schrift ernstlich verboten, weil sie (wenigstens ihren Vorgeben nach) auch außer den Briefen Pauli sich δυσνοητα zu finden einbildet, welche eben so geschickt, als die von Petrus erwähnte, die Ungelehrigen und Leichtfertigen zu verwirren. Es ist wahr, unsere Kirche scheint dieses Benehmen der Römischen Kirche nicht zu billigen; sie meint, die Römische Kirche verbiete nur darum das Lesen der heiligen Schrift, damit die Layen nicht merken sollten, wie schändlich sie von ihren Priestern betrogen würden, und wie sehr die Lehre, die ihnen vorgetragen wird, der heiligen Schrift zuwider sey: und sie lobt unsern seligen Vater Luther noch in der Erde, daß er das Licht des göttlichen Worts unter dem Scheffel hervorgezogen. Allein noch ist sie nicht auf den Unsinn

gefallen, daß die Freyheit, die heilige Schrift zu lesen und zu erklären, ohne alle Schranken seyn müsse.

Der selige Luther ging anfangs zu weit, indem er Niemanden als die heilige Schrift für einen Richter in Glaubenssachen erkannte, und sich die Freyheit herausnahm, dieselbe auf eine Art zu erklären, die er für die vernünftigste hielt. Es ist offenbar, daß, wenn ein Jeder diesem auserwählten Rüstzeuge nachahmen wollte, wir längst in die Irrthümer der Socinianer und Arminianer, bey welchen eine unbeschränkte Freyheit, die Schrift zu erklären, herrschet, gerathen seyn würden. Die Nachfolger Luthers sahen dieses Uebel vorher, und beugten ihm hinlänglich vor. Sie erkannten sehr vernünftig, daß das Verfahren Luthers mehr zu bewundern, als nachzuahmen sey.

Sie hatten unstreitig recht. Wäre, wie schon erwähnt, einem Jeden erlaubt, die Schrift nach seinem Kopfe zu erklären, und von denjenigen Lehren der Kirche, die das Unglück haben, ihm nicht zu gefallen, abzuweichen, so könnte das Mittel, wodurch die evangelische und uralte Apostolische Religion wieder hervorgebracht wurde, auch dienen, das Licht des Evangelii wieder zu verdun-

keln, indem dadurch auf solche Art allen Ketzereyen Thür und Thor wäre geöffnet worden.

Diese Betrachtung bewog unsere Kirche, den Schluß zu machen, daß derjenige ein Ketzer heissen sollte, der sich gelüsten lassen würde, die Schrift in einem andern Sinne zu erklären, als sie. Sie verfertigte zu dem Ende gewisse Bücher, in welchen der wahre Verstand der Schrift enthalten: und verband alle ihre Glieder, von dieser Richtschnur, welche sie zum Unterschied normam secundariam nennet, nicht abzuweichen. Sie gab auch, um die, welche nicht im Stande sind, die von ihr als Nebenregel eingeführten Glaubensbücher (libros symbolicos) zu lesen, vor allem Irrsal zu bewahren, die heilige Schrift mit Glossen heraus, aus welchen auch der Einfältigste den wahren Sinn des heiligen Geistes erkennen kann.

Ich weiß wohl, es sind in diesen letzten Zeiten Spötter gekommen, die sich nicht gescheuet, unsere Kirche dieserwegen zu tadeln, und ihr vorzuwerfen, sie habe dem Beyspiele ihres Stifters schlecht gefolget, und sey in eben die Thorheit gefallen, welche sie ehedessen an der Römischen Kirche getadelt. Allein man kann diese Irrgeister, denen diese Verfassung unserer Kirche ein Dorn im

Auge ist, leicht abfertigen. Wir folgen unserm seligen Vater Luther in einem aufrichtigen Bekenntniß der Wahrheit. Daß er aber zu einer Zeit, da alles, was die Römische Kirche neben der Schrift als eine Regel des Glaubens eingeführt, voller Irrthümer war, sich allein an die heilige Schrift gehalten, und von keiner andern Richtschnur wissen wollen, ist etwas, das wir ihm jezt, da diejenigen Bücher, welche neben der Schrift als eine norma secundaria gelten, nichts als die reine unverfälschte Lehre der Apostel und Propheten in sich fassen, ohne Sünde nicht nachthun können. Was er zu seiner Zeit that, war nöthig, die Wahrheit an den Tag zu bringen; nachdem er dieses glücklich verrichtet, braucht man unstreitig andere Mittel, diese Wahrheit zu erhalten. Luther erkannte dieses zulezt selbst; indem er, (wie billig) die sehr hart anließ, die sich gelüsten ließen, von seinen Meinungen abzugehen, und nach seinem Beyspiele auf die bloße Schrift zu trozen. Man mache demnach nur einen Unterschied, unter den vördersten und hintersten Luther, inter Lutherum prioristicum et posterioristicum und merke, daß der lezte uns lieber ist, als der erste, so wird man begreifen, daß man uns mit Recht nicht vorwer-

sen könne, wir folgten nicht den Fußtapfen des seligen Mannes.

Was aber das anlanget, daß wir wieder in die Thorheit fallen sollen, die wir an der Römischen Kirche getadelt, so antwortete ich darauf mit dem bekannten, Duo cum faciunt idem, non est idem. Die Römische Kirche thut unstreitig übel, wenn sie ihren Gliedern das freye Forschen in der Schrift untersaget, und es nicht will, daß man ihre Lehren untersuchet; denn sie hat nicht die rechte Lehre, und befürchtet nur, ihre Betrügereyen möchten an den Tag kommen. Wir aber haben die Wahrheit, und sind also nicht allein berechtiget, sondern schuldig, auf eine Art, welche den Spöttern so sehr mißfällt, zu verhindern, daß ein jeder nach Belieben von selbiger abtrete, und die Schrift erkläre, wie er es gut findet. Was die Papisten thun, ist Tyranney und Gewissenszwang: was wir hingegen thun, ist nur eine kluge und christliche Bemühung, den Irrthümern zu steuern. Die wahre Kirche hat vieles vor der falschen voraus, und es ist lächerlich, wenn diese sich die Rechte zueignen will, die jener zukommen. —

Ich habe dieses alles in dem Jahrgange, den ich in diesem Jubeljahr erwählet, noch weitläufti-

ger ausgeführet, und bin willens, diese Predigten, wenn Gott Leben und Gesundheit verleihet, dem Druck zu übergeben. Wenn mich die Eigenliebe nicht blendet, so sollte ich denken, die Freunde unserer Religion würden dadurch bewogen werden, etwas milder von dem Verfahren und der Lehre unserer Kirche zu urtheilen: denn ich habe alle diejenigen Meinungen unserer Gottesgelehrten, welche von den Neulingen pflegen angefochten zu werden, auf eine geometrische Art bewiesen. Der Wohlstand verbietet mir, ein mehreres von meiner Arbeit zu sagen. Das Werk mag seinen Meister loben. —.

Inzwischen werden Ew. Hochedelgebohren aus dem Wenigen, das ich hier angeführt habe, so viel schließen können, daß es ein elender Behelf sey, wenn Sie Ihre Zuflucht zu der heiligen Schrift nehmen. Es ist nicht genug, daß Ihre Meinung mit einigen Stellen der Schrift übereinzukommen scheint; soll sie orthodox seyn, so muß sie auch mit unsern aus der heiligen Schrift genommenen Glaubenslehren übereinkommen. Diese heiligen Bücher sind der rechte Probierstein der Wahrheit. Es giebt viele Irrthümer, die ein geschickter Kopf aus Gottes Wort so scheinbar beweisen kann, daß,

wenn es möglich, selbst die Auserwählten dadurch könnten verführt werden. Allein den Ketzer möchte ich sehen, der seine falschen Lehren mit unsern symbolischen Büchern vereinigen könnte. Diese Bücher scheiden die Schaafe von den Böcken, und darum hat auch unsere Kirche dieselben so lieb, als ihren Augapfel. Wer sich an sie hält, kann nicht irren. Wer aber seinen eignen zu viel zutrauet, und die Schrift ohne Rücksicht auf unsere analogiam fidei nach seiner eigenen Phantasie erklären will, stößt die Gnade, die Gott uns durch Mittheilung der Christlutherischen Glaubensbücher erwiesen, muthwillig von sich, und muß also aus gerechtem Gerichte Gottes auf allerhand Irrwege gerathen. —

Die heilige Schrift ist zu einer Zeit geschrieben, da die Lehren, welche darinn enthalten, noch von keinem Irrgeiste in Zweifel gezogen, und folglich durch den Fleiß derer, welche die Wahrheit verfochten, noch nicht in ein so helles Licht gesetzt, und so auseinander gewickelt waren, als zu unsern Zeiten. Nun merken aber unsere Gottesgelehrten wohl an, daß diejenigen Lehrer, die vor erregten Streitigkeiten geschrieben, in ihren Ausdrücken nicht so behutsam zu seyn pflegen, als die

nachfolgende Schriftsteller (quod ante motas controversias doctores interdum securius loqui soleant.)

Was ist es also Wunder, daß, da die Bibel vor erregten Streitigkeiten (ante motas controversias) geschrieben, Ew. Hochedelgebohren Stellen darin finden, die Ihren Irrthum zu rechtfertigen scheinen? Sehen Ew. Hochedelgebohren also nicht, daß Sie gar keine Ursache haben, auf die Schrift zu trotzen? Es ist kein Ketzer so arg, der nicht eben das thun könnte?

Ew. Hochedelgebohren werden ohne Zweifel meinen, es sey das, was ich sage, dem Ansehen der heiligen Schrift zu nahe geredet, indem ich die heiligen und von Gottes Geiste getriebenen Männer einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen scheine. Aber Sie irren sich. Was ich sage, gereicht der heiligen Schrift nicht zur Verkleinerung. Es ist unstreitig, daß, wenn unser Heiland nur einmahl zu seinen Jüngern gesagt hätte, ich bin Gottes und Mariens Sohn, wahrer Gott und Mensch in einer unzertrennten Person. Ich bin ein Gottmensch; Θεανθρωπος, und bestehe aus zwey Naturen, aus der göttlichen und menschlichen, diese beyden Naturen sind auf eine so ge-

naue, wiewohl unbegreifliche Art, mit einander vereiniget, daß sie nur eine Person ausmachen, und diese Vereinigung ist geschehen, nicht mere χετικως, nicht παραστατικως sondern κατα συνδυασιν, und zwar ασυγχιτως ατρεπτως und αδιαιρετως. Wenn er ihnen ferner die Distinctionen inter abstractum naturae et concretum personae, inter totum Christi und totum Christum, inter idiomata ενεργητικα und ανενεργητα und die genera communicationis idiomatum auf die Art, wie es von unsern Gottesgelehrten geschiehet, erklärt hätte, so ist, sage ich unstreitig, daß, wenn unser Heyland dieses gethan, alle die Streitigkeiten, welche unseren Gottesgelehrten Gelegenheit gegeben, die Lehre von der Person Christi auseinander zu lesen, unmöglich hätten entstehen können. Dieses leugnen unsere Theologen nicht. Beschuldigen sie aber darum unsern Heyland einer Unbedachtsamkeit? man müste sehr boshaft seyn, wenn man ihnen dieses nachsagen wollte. Einer gleichen Bosheit würde sich also derjenige Schuld geben, der mir vorwerfen wollte, ich rede verkleinerlich von der heiligen Schrift, wenn ich sage, es brauche dieselbe, weil sie vor erregten Streitigkeiten geschrieben, einer geschickten Auslegung. Soll die-

ses nicht mehr seyn, so sehe ich nicht, warum sich unsere Gottesgelehrten so viel Mühe geben, durch ihre vortheilhafte Erklärungen den Verstand der Schrift dergestalt einzuschränken, daß dieselbe keinem, der diesen Erklärungen folgt, zum Anstoß gereichen kann.

„Allein" sagen Ew. Hochedelgebohren, „warum erkläret man meine Worte, die ich aus der Schrift genommen, auch nicht so, daß nichts Anstößiges darinn übrig bleibt?"

In dieser Frage steckt eine heimliche Klage über eine eingebildete Ungerechtigkeit, aber es steckt auch zugleich eine Foderung darinn, die, Ew. Hochedelgebohren verzeihen mir diesen Ausdruck, ziemlich unbescheiden ist. Jakob hat gesagt, wir werden durch die Werke gerecht; unsere Gottesgelehrte entschuldigen den heiligen Mann und sagen, er rede nur von der Rechtfertigung vor den Menschen. Ew Hochedelgebohren sagen fast eben das, was Jakob sagt, und siehe, man spricht, Sie wären ein Ketzer. Ew. Hochedelgebohren können sich darinn nicht finden. Aber bedenken Sie einmahl. Jakob war ein Apostel: Sie sind es nicht. Jakob schrieb aus Antrieb des heiligen

Geistes: Sie können sich dessen nicht rühmen. Jakob schrieb vor erregten Streitigkeiten: Sie hingegen zu einer Zeit, da auch die Kinder wissen, daß man so nicht reden müsse, als Sie gethan. — Aller Unterschied zwischen dem Apostel Jakob und Ihnen ist also so groß, daß ich mir kaum einbilden kann, daß Ew. Hochedelgebohren auf Ihre unbillige Foderung bestehen werden, wenn Sie sich nur recht besinnen. Ueberdem ist der Apostel Jakob schon viele hundert Jahre todt; und Ew. Hochedelgebohren leben noch. So groß nun der Unterschied zwischen einem todten und lebendigen Menschen, so wenig können Ew. Hochedelgebohren verlangen, daß man mit Ihnen eben so säuberlich verfahren solle, als wenn Sie ein vor mehr als 1600 Jahr den Weg aller Welt gegangener Apostel wären. Bilden Sie sich dieses ein, so muß ich Ihnen sagen, daß wir diese Weise nicht haben, und die Gemeinde Gottes auch nicht. Wir sind allemahl höflicher und liebreicher gegen unsere verstorbenen als lebenden Mitbrüder: und Ew. Hochedelgebohren würden also eine schlechte Kenntniß der Welt an den Tag legen, wenn Sie hoffen wollten, noch bey Ihrem Leben so billige Richter zu finden, als der Apostel Jakob nach sei-

nem Tode gehabt. Man wird Ihnen nichts neues machen. Schreiben Sie aber ein Werk

— — — — Quod nec Jovis ira, nec ignis,
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas. *)

so können Sie, wie ketzerisch man es auch bey Ihrem Leben ausgeschrieen, dennoch hoffen, die Nachwelt werde Sie entschuldigen, und durch allerhand wohlausgesonnene Erklärungen Ihr verhaßtes Andenken wieder ehrlich machen. — So können sich die Zeiten ändern.

Wir können dieses an dem Streite der Erbsünde, welchen der bekannte Flacius im sechszehnten Jahrhundert erregte, deutlich sehen. Was für Gräuel fand man nicht in der Meinung dieses Mannes? Wie hart verfuhr man nicht mit ihm und seinen Anhängern? Man machte ihn zum Manichäer, und es war kein Ketzertitel so arg, den man ihm nicht beylegte. Ja, der selige Andreas schrieb, (wenn Arnolden zu trauen ist,) nach des Flacius Tode. „Illyricus ist des Teufels. Ich habe mit ihm nichts mehr zu thun, weil ich nicht zweifle, daß er nun mit allen Teufeln fressen muß,

---

*) Ovid. Metam. lib. 15. v. 871.

wenn sie nur zu Hause sind, und nicht etwa seine Gesellen, Spangenbergen und die Uebrigen begleiten."

Allein demungeachtet haben unsere Theologen nunmehr schon erkannt, daß die Meinung des Flacius besser gewesen, als seine Worte lauteten. Sie entschuldigen ihn aufs beste, und reden von der ungeheuren Ketzerey, worüber man vor beynahe zwey hundert Jahren ein so großes Geschrey erregte, jetzt mit der Gelassenheit, die eine Uebereilung, welche großen und hitzigen Köpfen so natürlich ist, und durch so viele Verdienste wieder gut gemacht worden, billig erfodert. Quod semel sit, semper fieri potest.

Ein jeder verdächtige Schriftsteller kann also mit Vernunft hoffen, daß eine Zeit kommen werde, da man seine Schriften mit unpartheyischern Augen, als bey seinem Leben geschiehet, ansehen werde. Livor post fata quiescit; und diejenigen natürlichen Ursachen, deren sich die göttliche Weisheit zu Anfeurung des Eifers derer, die mit uns leben, bedienet, reichen nicht zu, dieses heilige Feuer in den Nachfolgern dieser rüstigen Männer zu unterhalten. Sobald die erste Hitze verraucht, und der Streit unter Personen fortgesetzt wird,

die nicht so viel Theil an demselben nehmen, als die, welche ihn erregt haben, so verliert er viel von seiner Heftigkeit, und muß, wenn die Kaltsinnigkeit der Kämpfer nicht durch einen neuen Zufall gebrochen wird, bald seine Endschaft erreichen. — Alsdann kommt ein Jeder zu sich selbst, und man wundert sich, wie es möglich gewesen, daß man sich um eine Sache, die so leicht in Güte zu heben gewesen, so heftig hat zanken können.

Wie wahr dieses auch alles nun ist, so bleibt es doch gewiß, daß derjenige sich nicht wenig übereilt, welcher verlangt, man solle seine verdächtigen und anstößigen Reden, sobald sie ihm aus der Feder geflossen, mit der Gelassenheit und Unpartheilichkeit beurtheilen, die sie nicht eher, als nach dem Verlaufe einer ziemlichen Anzahl Jahre verdienen. — Unsere Pflicht ist, ob dem Wort zu halten, das gewiß ist, und keine Redensart, sie sey so wenig anstößig, als sie wolle, mit einer schädlichen Gleichgültigkeit anzusehen. Wir sind schuldig, dahin zu sehen, daß die reine Lehre auf unsere Nachkommen fortgepflanzt werde. Was wir thun, geschiehet zum Besten der Nachwelt, und es stehet nicht bey uns, etwas von ihren Rechten zu vergeben. Will sie Gnade

für Recht ergehen lassen, so ist es gut. Wir müssen thun, was unsere Pflicht erfordert. Daß dieses die Meinung unserer Gottesgelehrten sey, ist daher klar, weil sie, ob sie gleich erkennen, daß die Meinung Flacii nicht so gottlos sey, als man anfangs gewähnt, und seine Worte einen guten Verstand haben können, dennoch nicht leiden würden, wenn man sagen wollte, „die Widersacher des guten Flacius müßten sehr dumme, oder wunderliche, zanksüchtige Leute gewesen seyn, daß sie dieses nicht so gut als ihre Nachfolger eingesehen; und man könnte daher mit Händen greifen, daß der Haß gegen die Person dieses vermeinten Ketzers mehr Schuld an ihrem Eifer gehabt haben, als die Liebe zur Wahrheit." Dieses, sage ich, würden unsere Gottesgelehrte sehr übel nehmen, zum deutlichen Zeichen, daß man heute von einer Meinung ein schlimmes und morgen ein gutes Urtheil fällen könne, ohne sich zu widersprechen, und daß ein Ketzer nicht eher ein gutes Urtheil (wie die Helden der Heyden die Vergötterung, oder die Heiligen im Papstthum die Canonisation) als nach seinem Tode, und nach Verlauf einer gewissen Zeit hoffen und verlangen könne.

Ew.

Ew. Hochedelgebohren sehen, daß ich mich keine Mühe verdrießen lasse, Ihre Scrupel zu heben. Ich bilde mir ein, daß das, was ich zu dem Ende geschrieben, (wenn Sie nicht muthwillig widerstreben,) kräftig genug sey, eine so gute Wirkung hervorzubringen. Alles, was ich nun thun kann, ist, daß ich Ew. Hochedelgebohren um Ihr eignes Bestes bitte, meine wohlgemeinte Arbeit nicht vergeblich an Sie angewendet seyn zu lassen. Ich weiß wohl, die rohe und dabey naseweise Welt fängt an, alle Ermahnungen treuer Lehrer und Prediger zu verwerfen; sie spottet ihres Eifers und ihrer Seufzer, und verhärtet sich also in ihren Irrthümern. Allein ich habe noch zur Zeit das gute Vertrauen zu Ew. Hochedelgebohren, daß Sie nicht so halsstarrig seyn werden. Um vor allen höhnischen Verspottungen sicher zu seyn, hab' ich mich sorgfältig, sowohl aller harten und anzüglichen Ausdrücke, als alles Gepinsels, wie die Spötter reden, enthalten. Die Waffen, mit welchen ich Ew. Hochedelgebohren angreife, sind deutliche und unstreitige Regeln der gesunden Vernunft, und kräftige Sprüche der heiligen Schrift. Ich irre sehr, oder dieser Angriff muß einigen Eindruck machen, zumahl bey einem

so guten Gemüthe, als Ew. Hochedelgebohren haben.

Sollt' ich wider Vermuthen, mich in meiner ner Hoffnung betrogen sehen, so können Ew. Hochedelgebohren dennoch versichert seyn, daß ich demungeachtet nicht aufhören werde, für Sie zu beten, und Gott anzurufen, daß er einen Mann, der, da er viel Gutes stiften, also auch durch seine bösen Lehren die liebe Jugend verführen kann, erleuchten, und aus den Irrthümern, die er an einem nicht gar zu reinem Orte eingesogen, gnädiglich herausreißen wolle. Ich verspreche mir um so eher einer gnädigen Erhörung, weil es zum Wohl unserer Kirche unumgänglich nöthig ist, daß in den Pflanzgärten derselben, ich meine die Schulen, nicht der Bock zum Gärtner gesetzt werde. Was würde es mit unserer armen Kirche nicht für ein Ansehen gewinnen, wenn der studierenden Jugend, die in den Glaubenssachen den Kindern zu Ninive vollkommen ähnlich ist *), die schädlichsten Irrthümer beygebracht werden sollten, zu einer Zeit, da alles, was sie höret, am besten bey ihr haftet? Die bloße Vorstellung dieses Elends

---

*) Joh. 4. 11.

preßt rechtschaffenen treuen Lehrern und Predigern die heißesten Seufzer aus, und wenn sie bedenken, daß an unterschiedenen Orten das seelenverderbliche Uebel schon einzureißen anfange, so wird ihnen bange um Trost; ja, sie würden gänzlich verzagen, wenn sie sich nicht der Zusage Christi, kraft welcher auch die Pforten der Hölle wider seine Kirche nichts ausrichten sollen, erinnerten.

Ueberdem kann es einem wohlgesinnten Prediger ungemein Trost geben, wenn er siehet, wie wenig sich die Sitten der verderbten Welt, obgleich die Pietisten noch so sehr schreien, „diese Besserung sey zur Erlangung der ewigen Seligkeit nöthig," wirklich bessern; und wie fest hingegen alle Verständige an der reinen Lehre vom Glauben halten, obgleich der Satan durch seine Werkzeuge diese trostreiche Lehre verächtlich zu machen trachtet. Er schließet daraus, daß unsere Lehre weit geschickter sey, den Beyfall des größten Haufen zu gewinnen, als der ihr entgegengesetzte Irrthum von der Nothwendigkeit der guten Werke. Er wird in dieser Meinung noch mehr bestärket, wenn er aus der Geschichte und Erfahrung lernet, daß die, welche die Kirche Gottes mit einer finstern, mürrischen Heiligkeit

beunruhigt, und so viel von einer in diesem Leben nicht zu hoffenden Vollkommenheit schwatzen, in dem Streite mit denen, die sich diesem Unwesen widersetzten, zu allen Zeiten den kürzern zogen, und von denen, welche die Wahrheit über alles liebten, glücklich unterdrückt wurden. Er bemerkt mit vielem Vergnügen, daß allemahl die Andacht und der Eifer dieser eingebildeten Heiligen und ihrer Anhänger von kurzer Dauer und nur gleichsam eine fliegende Hitze gewesen, und lernt mit Lust aus den Erzählungen, die er hier und da von den scheinheiligsten Pietisten hört, daß diese übertünchte Gräber, wie viel sie auch von der Kreuzigung des Fleisches und der Selbstverleugnung schwatzen, dennoch heimlich ihre Lehren schlecht beobachten.

— — — — et de virtute locuti
Clunem agitant. *)

Er bemerkt dies, sage ich, mit Vergnügen, theils weil er sich daraus die wahrscheinliche Wiederkehr zu dem Schooße der rechtgläubigen Kirche versprechen kann, (denn nichts ist geschickter, ih-

*) Juv. Sat. 2.

nen die Falschheit ihrer Lehre von der Theologie der Wiedergebohrnen zu erkennen zu geben, als ein solcher Wandel) theils weil er nichts gewisser vermuthen kann, als daß diejenigen, die ein solcher Heuchler bekehren will, ihrem Gewissensrathe zurufen werden.

Ego te ceventem, Sexte, verebor! *)

Werden diese Leute diesen neuen Pharisäern erst so weit hinter ihre Streiche kommen, so dürfen die Rechtgläubigen sich nicht sonderlich mehr vor diesen Irrgeistern fürchten, zumahl da sie ohnedem schon aus allen Umständen sehen können, daß die menschliche Natur so beschaffen, daß eine langwierige Pietisterey nicht mit ihr bestehen kann, weil wir Menschen nach dem Sündenfalle mehr geneigt sind, unseren natürlichen Begierden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, zu gehorchen, als uns mit denselben in einen Krieg einzulassen, dessen Ausgang, wie die leidige Erfahrung zeiget, uns nothwendig zur Schande gereichen muß.

Ich kann hier nicht umhin, die göttliche Weis-

*) Juv. Sat. 2.

heit und Vorsorge für unser evangelisches Zion zu bewundern, nach welcher Gott das, was in dem Menschen das Schlimmste ist, ich meine die Erbsünde, dergestalt zum Besten der Gläubigen verwendet, daß es der ärgsten Ketzerey zum Gegengewicht dienen muß. Denn diese uns angebohrne Unart, die außerdem die Quelle alles uns drükkenden Elends ist, hat doch die guten Eigenschaften in sich, daß sie in uns einen fast unüberwindlichen Abscheu vor einer Lehre erweckt, die sehr geschickt ist, uns zu derjenigen Sünde zu verleiten, durch welche sowohl die gefallenen Engel, als die ersten Menschen, die ihnen anerschaffene Heiligkeit verlohren haben. Wir können versichert seyn, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, *) und können mit David sagen: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sich senkten. Wenn gleich das Meer wüthete, und wollte, daß von seinem Ungestühm die Berge einfielen, Sela! dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, mit ihren Brünlein — Amen!" **)

---

*) Röm. 8. 28. **) Ps. 6, 3—5.

Indem ich meinen Brief schliessen will, bekomme ich von demjenigen guten Freunde, bey welchem ich die Schrift, welche mir Anlaß gegeben, die Feder zu ergreifen, zuerst gesehen, die erfreuliche Nachricht, daß Ew. Hochedelgebohren auf geschehene sanftmüthige und christliche Erinnerung derer, die an Ihrem Orte für die Reinigkeit der Lehre wachen, und ihres Eifers wegen von langen Jahren her ein großes Ansehen in der streitenden Kirche erlanget, die mir anstößig scheinenden Ausdrücke dergestalt gemildert, daß nunmehr ferner kein Aergerniß zu besorgen. Gott setze die treuen Lehrer, die für die Ehre Gottes und die Ruhe der Kirchen so empfindlich gewesen, zum Segen, und regiere Ew. Hochedelgebohren mit seinem Geiste, daß Sie sich ins künftige einer Behutsamkeit befleißigen, die Ihre geistlichen Obern hinführo aller Sorge und der Mühe, Sie wieder auf den richtigen Fußsteig der reinen Lehre zu bringen, überheben könne! Die ehrerbietige Folge, die Sie dem gottseligen Begehren des ehrwürdigen Ministerii Ihres Orts geleistet, erfülle mein Herz mit der Hoffnung, mein Wunsch werde nicht unerhört bleiben, und macht, daß ich Ew. Hochedelgebohren mit aufrichtigerem Herzen,

als vielleicht sonst würde geschehen seyn, versichern kann, daß ich zeitlebens mit aller Hochachtung seyn werde

Ew. Hochedelgebohren

zu Gebot und Diensten verbundenster
M. Sebastian Jänker.

Dabam raptim inter labores
sacros N. N. d. 22. Jun.
1750.

Klägliche Geschichte
von der
jämmerlichen
Zerstöhrung
der
Stadt Jerusalem;
mit kurzen,
aber dabey deutlichen und erbaulichen,
Anmerkungen,
nach dem Geschmacke
des
(S. T.)
Herrn M. Heinrich Jacob Sievers,
erläutert,
und
als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen
über die Paßion,
ans Licht gestellet
von
X. Y. Z. Rev. Minist. Cand.

Frankfurt und Leipzig,
1732.



PLINIUS.

Stultissimum est, ad imitandum non optima quaeque proponere.

Vorrede.

Geehrter, geliebter und geneigter Leser.

Ich überliefere dir hiemit ein Werkgen, welches zwar, dem ersten Ansehen nach, von schlechter Wichtigkeit zu seyn scheinet; aber doch vermuhtlich solche Sachen in sich fasset, daß es dich nicht gereuen wird, einige Augenblicke auf dessen Durchblätterung gewendet zu haben.

Die Regeln der Bescheidenheit verbieten mir, meine eigene Arbeit zu loben, und ich habe auch dieses um so viel weniger nöhtig, weil dasjenige, was ich auf dem Titelblatte gesaget habe, hinlänglich ist, dir einen guten Begriff von selbiger zu geben. Meine Anmerkungen sind

nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn Magisters Heinrich Jacob Sievers geschrieben. Sie können also nicht anders als wohl gerahten seyn, wofern ich nur geleistet, was ich versprochen. Ob dieses aber geschehen sey, muß der Augenschein geben.

Ich bescheide mich zwar gerne, daß meine Anmerkungen unmöglich ihrem Urbilde vollkommen ähnlich seyn können: allein ich bin zufrieden, wenn ich nur einen merklichen Grad der Aehnlichkeit erreichet habe, und verlange gar nicht, daß man meine Anmerkungen den Anmerkungen des Herrn Magisters gleich schätze. Ich habe mir dieses vortrefflichen Mannes Schriften zu einem Muster vorgestellet. Ich folge ihm, wiewohl mit ungleichen Schritten:

- - - - non passibus aequis. *)

Darinn suche ich meinen Ruhm, und hoffe, der geneigte Leser wird so billig seyn, und gestehen, daß ich wohl gewählet habe.

---

*) Virgil. Aeneid. Lib. 2.

Ich hätte hier die schönste Gelegenheit, dem Herrn Magester Sievers ein Lobrede zu halten: allein ich thue es nicht, denn ich kenne seine Bescheidenheit und weiß, wie wenig ihm mein Lob nützen kann. Es sind auch überdem die Verdienste desselben so bekannt, und alle Welt stimmet so sehr darinn überein, daß sie ausnehmend sind, daß ich nur der Sonne eine Fackel anzünden würde, wenn ich durch mein ungeschicktes und unnöhtiges Lob ihm und dem geneigten Leser verdrießlich fallen wollte.

Ich wende mich vielmehr zu dem Zollus und Momus. Es ist nunmehro, leider in diesen letzten Zeiten in der Welt dahin gekommen, daß ein ehrlicher Mann fast nichts schreiben kann, das nicht von naseweisen Leuten aufs unbarmherzigste durch die Hechel sollte gezogen werden. Dieses, glaube ich, schrecket viele gute Gemühter ab, der Welt mit ihrem Talente zu dienen. Nun tadele ich zwar diese behutsamen Personen desfalls nicht: allein sie werden mir doch erlauben, daß ich aufrichtig bekenne, es mehr mit denen herzhaften Scribenten zu halten, die sich

durch die höhnischen Urtheile tadelsüchtiger Menschen nicht abhalten lassen, ihre Gedanken der Welt mitzutheilen; sondern, ohne zu bedenken, was die böse Welt etwan sagen werde, getrost drauf los schreiben, und in allen widrigen Begebenheiten sich mit dem Zeugnisse ihres Gewissens und einer lebhaften Empfindung ihrer eigenen Vollkommenheiten aufrichten, und in ihrem Kämmerlein, bey sich selbst, lächelnd, sprechen:

- - populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi - - - *)

Alle diejenigen, so ihr Vergnügen darinn suchen, daß sie ihres Nächsten wahre oder vermeinte Fehler ausdecken und belachen, können demnach versichert seyn, daß es mir sehr gleichgültig, was sie von mir und meinen Anmerkungen urtheilen werden. Ich schreibe aus keinen eiteln Absichten: nicht ums Brodt, nicht um Ruhm zu erjagen; sondern bloß meinem Nächsten zu dienen, und mit dem mir beygelegten Pfunde zu wuchern. Die Erbauung, welche so

*) Horat. L. I. Sat. 1.

viele fromme Seelen, in und ausser dieser guten Stadt, aus den herrlichen Anmerkungen des Herrn Magisters Sievers über die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi ziehen, hat mich auf die Gedanken gebracht, es wäre nicht übel gethan, wenn man, statt einer Zugabe zu diesen Anmerkungen, die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, welche der Herr Magister mit drucken lassen, mit eben so kurzen, nachdrücklichen und erbaulichen Noten erläuterte. Viele andächtige Personen beyderley Geschlechts, welche die Sieverschen Anmerkungen mit unbeschreiblichem Vergnügen lesen, und die Vortrefflichkeit derselben nicht genug zu erheben wissen, haben mich angefrischet, selbst Hand an ein so löbliches Werk zu legen; und die Höflichkeit sowohl, als die christliche Liebe, hat mir nicht zugelassen, ihnen dieses gottselige Begehren abzuschlagen.

Meine Absicht ist also, wie du, mein Leser, siehest, lauter und untadelich. Ich erläutere eine lehrreiche Geschichte mit Anmerkungen, die ich, wenn ich sie nicht selbst gemacht hätte, noch

lehrreicher nennen wollte: zu keinem andern Ende, als die Lehrbegierde einiger gottseligen Personen zu vergnügen, die ungemein beklagen, daß es dem Herrn Magister Sievers nicht gefallen, auch über diese Geschichte, die er seinem Werklein beygefüget hat, seine Gedanken der Welt mitzutheilen; und hoffe also, der geneigte Leser werde so gütig seyn, und diejenigen Fehler, so er etwan in meiner Arbeit entdecken möchte, meiner guten und unschuldigen Absicht wegen, geneigt und großgünstig übersehen. Ich meine es doch gut, und wer meiner spottet, der versündiget sich an mir.

Wie beweglich und nachdrücklich indessen ich hier auch meinen Lesern zurede: so muß ich doch besorgen, es werde an Spöttern nicht mangeln, die bey einer jeden Zeile meiner Anmerkungen etwas zu erinnern haben werden.

Da wird der eine sprechen: Meine Anmerkungen wären läppisch; ich zeigte darinn weder Verstand noch Gelehrsamkeit, sondern verriethe nur meine Einfalt so merklich, daß man sagen könnte, ich hätte es, wenn meine Absicht

gewe-

gewesen, alle Welt zu überführen, daß ich ein elender Stümper, nicht besser anfangen können. Er wird herzlich lachen, daß ich einige griechische Stellen angeführet, und Stein und Bein schweren, ich verstünde nichts davon: ja, wer weiß, ob er nicht gar sagen wird, ich könne nicht einmal griechisch lesen.

Der andere wird sich stellen, als wenn er mit diesem freyen und ziemlich plumpen Urtheile nicht zufrieden wäre, und sagen: Man müsse es mit mir so genau nicht nehmen; ich sey noch jung, und mein Fleiß und gute Absicht verdiene, daß man gnädig mit mir verfahre: nützten meine Anmerkungen den Gelehrten nicht, so könnten sich doch die Ungelehrten daraus erbauen; dieses sey auch, allem Ansehen nach, mein Endzweck gewesen, und darnach müsse man meine Arbeit beurtheilen.

Der dritte wird von dem Urtheile des andern Gelegenheit nehmen, stillschweigend zu verstehen zu geben, daß er unter die Zahl derer gehöre, denen meine Anmerkungen nichts nützen

können, und folglich gelehrt sey. Er wird mein Büchlein in die Hände nehmen, darinn blättern, es darauf mit einer höhnischen Miene wieder niederlegen, und sprechen: Ich lese dergleichen Geschmier nicht.

Der vierte, fünfte, und vielleicht auch der sechste, wird seine Gedanken von meinem Werke noch auf eine andere Art, entweder feiner oder gröber, entdecken; alle aber werden darinn übereinkommen, daß ich besser gethan haben würde, wenn ich es nicht geschrieben hätte, und ich müßte sehr fremd in der Welt seyn, wenn ich mir einbilden wollte, daß unter hundert einer zu finden, der unparteyisch und nach der Wahrheit von mir und meiner Schrift urtheilen werde.

Allein ein jeder mag sagen, was ihm beliebt, ich bleibe darum doch wohl, wer ich bin. Mich wird auch das freyeste und beißigste Urtheil nicht befremden, weil ich mir das schlimmste vorstelle. Richtet, meine Herren, spottet, lachet, so scharf, so grob, so fein und so laut, als ihr immer wollet, ihr werdet mich dadurch nicht

zum Zorn bewegen. Mein Essen und mein Trinken soll mir darum eben so gut schmecken, als sonst; ich werde deswegen keine unruhige und schlaflose Nächte haben: ja ihr werdet durch eure Spöttereyen meine Zufriedenheit, wider euren Willen, vermehren. Denn je ärger ihr mit mir umspringet, je ähnlicher werde ich demjenigen vortrefflichen Manne, dessen Schriften ich mir zu einer Richtschnur auserkohren habe: und dieses ist es, was ich suche.

Ich habe Ursache zu vermuhten, daß ich meines Wunsches werde gewähret werden. Denn da man sich nicht gescheuet hat, einen Mann, dessen Schriften so vortrefflich sind, daß eine der berühmtesten gelehrten Gesellschaften in der Welt dadurch bewogen worden, ihn, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede zu erwählen, auf die allerschändlichste Art, so gar in den öffentlichen Zeitungen, herum zu nehmen: so wird man gewiß mit mir nicht säuberlicher verfahren. Geschicht das am grünen Holze; was will am dürren werden?

Ich sage indessen nochmal, ein jeder mag sagen, was ihm beliebt; ich werde auch die widrigsten Urtheile mit Gelassenheit anhören: weil dasjenige, was dem Herrn Magister Sievers begegnet ist, mich völlig überführet, daß dergleichen Urtheile nichts, als Neid und Einfalt zum Grunde haben.

Unparteyische urtheilen ganz anders von den Anmerkungen dieses wackern Mannes, als derjenige, dessen hämisches Urtheil man in den hamburgischen Correspondenten gerücket hat. Ich redete noch neulich mit einem ehrlichen Manne, der nicht studiret hat, der bekannte mir aufrichtig, daß er wünsche, daß viele solcher Bücher geschrieben würden. Denn, sprach er, wann ich des Herrn Magisters Sievers Anmerkungen lese, so dünke ich mir ganz gelehrt. Dieses Bekenntniß gereichet dem Herrn Magister Sievers zu grossen Ehren. Denn da der Endzweck eines Scribenten ist, seine Leser zu unterrichten: so ist es ja unstreitig, daß derjenige seine Sachen sehr wohl müsse gemachet haben, dessen Schriften die

Leser gleichsam zwingen, zu bekennen, daß sie eine Veränderung in ihrem Verstande wahrnehmen, und einen Wachsthum ihrer Erkenntniß spühren. Und in der That, die Anmerkungen des Herrn Magister Sievers sind der Art. Er verknüpft in selbigen, mit einer angenehmen Kürze, die grösseste Deutlichkeit, die man wünschen kann, welches, nach der Meynung eines grossen Dichters, so wenigen gegeben, daß gemeiniglich eine kurze Schreibart mit einer verdrießlichen Dunkelheit vergesellschaftet ist.

- - - brevis esse laboro,
Obscurus fio - - - *).

Es sollte mir überdem nicht schwer fallen, zu beweisen, daß in den Anmerkungen des Herrn Magister Sievers Sachen vorkommen, die man bey andern Auslegern vergebens suchet, und an welche vor ihm kein Mensch gedacht hat; woraus dann seine Scharfsinnigkeit und tiefe Einsicht zur Genüge erhellet: allein ich will mich

---

*) Horat. de Art. Poët.

dabey nicht aufhalten, sondern nur so viel sagen, daß das grosse Lob, welches ein berühmter Gottesgelehrter, dem der Herr Magister Sievers seine Anmerkungen, ehe sie gedrückt worden, gezeiget, die ein ausbündig schönen Werke ertheilet hat, mehr als hinlänglich seyn würde, den Spöttern das Maul zu stopfen, wenn es nur die Bescheidenheit des Herrn Magisters zuliesse, dasjenige, was unter ihnen insgeheim geredet worden, nach allen Umständen bekannt zu machen.

Was meynest du, geehrter Leser? Sollte der Beyfall eines solchen Mannes nicht mehr gelten, als das alberne Urtheil des bösen und neidischen Menschen, der neulich seine elenden Spöttereyen über die Anmerkungen des Herrn Magisters Sievers in die Zeitungen setzen lassen? Und muß man nicht bekennen, daß dieser Elende durch die Schmähschrift, mit welcher er dem Herrn Magister wehe thun wollen, seine Einfalt und seinen verdorbenen Geschmack zu seiner eigenen Schande verrahten?

O, daß er doch immer zu Hause geblieben wäre! Was hat er vor Ehre davon, daß er über ein Werk spottet, so die ganze kluge Welt mit Erstaunen ansiehet, und, als ein anderer Midas, der einzige ist, der nicht zwar dem Apollo selbst, doch einem Liebling und Schooßkinde dieses Gottes Hohn zu sprechen, das Herze hat.

„Judicium sanctique placet sententia montis
Omnibus, arguitur tamen atque injusta vocatur
Vnius sermone Midae - - - - *).

Er verdienete wahrlich, daß ein eben so strenges Gericht über ihn erginge, als über diesen phrygischen König. Und ich meine, er ist geputzet. Wie hat ihm nicht der Herr Magister Sievers durch die scharfsinnige und herzhafte Antwort, die gleichfals in dem hamburgischen Correspondenten zu lesen ist, das Maul gestopfet? Er ist verstummet, und wird sich auch, wofern er

---

*) Ovid. Met. Lib. IX.

nicht ganz verblendet ist, eben so wenig weiter regen, als der Herr Magister Sievers aufhören wird, Bücher zu schreiben. Dieser muhtige Scribent wird sich durch solche armselige Spötterenen nicht abschrecken lassen, die Welt ferner mit seinen köstlichen Schriften zu erfreuen. Er verspricht uns dieses in der gemeldeten Abfertigung des Spötters, der sich an ihm reiben wollen. Er hat auch, als ein redlicher Mann, sein Wort gehalten, und eine Schrift in gebundener Rede ans Licht gestellet, die seinen Anmerkungen über die Paßion, an Schönheit, nichts nachgiebt, ja denenselben so ähnlich ist, als Zwillinge einander zu seyn pflegen.

So recht, grosser und fruchtbarer Geist! Verlache die Spötter, und laß dich nichts irren; vollende, wie du es angefangen hast:

„Perge modo, et qua te ducit via, dirige gressum." *)

*) Virgil. Aeneid. Lib. I.

Sey fruchtbar, und mehre die Anzahl deiner Schriften täglich; fahre fort, alle Monate mit so wohlgebildeten Zwillingen nieder zu kommen: so wird dein Ruhm schnell wachsen, und, ehe man sichs versiehet, bis an die Sterne steigen.

„Macte noua virtute, puer! sic itur ad
astra." *)

O glückseliges Vaterland! das du mit einem so wohlgerahtenen Kinde prangen kannst. Aber erkennest du auch dein Glück? Ja, ich weiß, du erkennest es, und wirst nicht säumen, die Verdienste eines Sohnes, der dir so viele Ehre bringet, und so manche Lust machet, nach Vermögen zu belohnen. Ist es also wohl glaublich, daß die Schmähschrift wider den Herrn Magister Sievers, die wir in dem hamburgischen Correspondenten gelesen, aus Lübeck nach Hamburg gesandt worden, wie man uns bereden will? Aus der Stadt, da niemand, von dem Vornehmsten an bis auf den Geringsten,

---

*) Virgil. Aeneid. Lib. IX.

zu finden, der nicht vor den Herrn Magister eine Hochachtung hege, die mit der Grösse seiner Verdienste übereinstimmet? Aus der Stadt, da auch auf den Gassen ; ; ; Doch, geneigter Leser, es ist Zeit, daß ich schliesse. Ein Eifer für die Ehre eines Mannes, den ich hoch schätze, setzet mich so gar ausser mir, daß ich nicht einmal merke, wie nöhtig es sey, Abschied von dir zu nehmen, und mich dir bestens zu empfehlen. Lebe demnach wohl, geneigter Leser.

Historia
von der
Zerstöhrung der Stadt Jerusalem.

Als sich die Zeit nahete, daß Gott wollte über Jerusalem und das jüdische Volk den endlichen Zorn gehen lassen, wie die Propheten, und der Herr Christus selbst [1] ihnen [2] gedräuet, und zuvor gesaget hatten, sind diese nachfolgende Zeichen vorhergegangen.

Es ist am Himmel ein Comet [3] gesehen,

---

1 Christus selbst] Matth. XXIV.

2 ihnen] den Jüden.

3 ein Comet] Es giebt Leute, die nichts glauben, und also auch leugnen, daß die Cometen was Böses bedeuten, wie vornehmlich der gottlose Bayle in seinen Pensées diverses sur la Comete sich zu behaupten bemühet. Allein ein frommer Christ lässet sich durch das böse Geschwätz dieser Leute nicht irren. Von den Meinungen

wie ein Schwerdt gestalt, welcher ein ganz Jahr [4] über der Stadt gestanden, und von jedermann [5] gesehen worden.

Item, eben in den Tagen der ungesäuerten Brodt, [6] am achten Tage des Monats Aprilis, [7] um neun Uhr in der Nacht, ist beym Altar im Tempel ein solch hellglänzend Licht erschienen, daß jedermann meinete, es wäre Tag.

Item, ein ehernes grosses starkes Thor am innern Tempel, da zwanzig Männer an heben mußten, [8] wenn man es wollte aufthun, wel-

---

der alten Weltweisen von den Cometen, v. Plutarchum de Placitis Philosophorum Lib. III. cap. 2.

4 ein ganz Jahr] nicht, daß er immer stille gestanden, sondern er ist, ein ganz Jahr durch, alle Tage auf- und untergegangen.

5 von jedermann] nämlich von allen Leuten, die nicht blind waren.

6 der ungesäuerten Brodt] nämlich zu der Zeit, da die Jüden die Ostern hielten. Exod. XII. 8. 15. XXIII. 15. XXXIV. 18.

7 des Monats Aprilis] das war der 14 Tag des Monats Nisan.

8 zwanzig Männer an heben mußten] vermuhtlich, weil es sehr schwer war.

ches mit starken eisernen Riegeln verwahret war, hat sich um die sechste Nachtstunde [9] selbst aufgethan.

Item, auf den 21 Tag Junii hat man gesehen in der Luft und Wolken, an vielen Orten des Himmels, Wagen schweben, und wie eine grosse Rüstung von Reutern und Knechten, in den Wolken zusammen ziehen, und sich schlagen in der Nacht.

Item, vor dem Pfingsttage, als die Priester inwendig im Tempel haben wollen bereiten, was zum Fest gehöret, haben sie ein groß Getümmel und Gepolter, und hernach eine Stimme gehört, welche gerufen hat: Lasset uns von hinnen wegziehen. Wiewol etliche sagen, [10] das sey geschehen zur Zeit, da der Vorhang im Tempel unter Christi Leiden zerrissen ist.

Item, es ist ein Mensch gewesen, Jesus, ge-

---

9 um die sechste Nachtstunde] das ist um 12 Uhr, da es gemeiniglich zu spuken pflegt.

10 etliche sagen] Ich wollte wohl wetten, daß diese etliche Unrecht haben. Denn wenn sich dieses zu der Zeit des Leidens Christi begeben hätte: so hätten es die Evangelisten wohl angemerket.

nannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, [11] welcher, als er in Jerusalem kommen [12] auf das Fest der Laubrüst, hat aus einem sondern [13] heftigen Geist geschrieen: O ein Geschrey vom Morgen! [14] O ein Geschrey vom Abend! O ein Geschrey von den vier Winden! O ein Geschrey über ganz Jerusalem und den Tempel, eine elende Klage über Braut und Bräutigam, ein Geschrey über alles Volk! Und das klägliche Schreyen trieb er Tag und

---

11 gemeinen Mannes Sohn] darum nicht geleugnet, daß er auch eine Mutter gehabt. Denn alle Menschen werden von Weibern gebohren, wie der christliche Leser ohne mein Erinnern schon wissen wird.

12 kommen] Es ist zu vermuhten, daß er zu Fusse dahin gegangen, weil er eines gemeinen Ma nes Sohn gewesen. Wiewohl einige Ausleger anderer Meinung sind Vid. Phlegeton l. c.

13 sondern] dieses ist nicht die Conjunctio adversativa: Sed; sondern das adjectivum, singularis, welches man um der Einfältigen willen anführen wollen.

14 vom Morgen] Es wird hier nicht verstanden die Zeit des Tages, so man Morgen nennet, gleichwie auch das Wort Abend hier nicht die Zeit andeutet, da die Sonne untergehet; sondern man muß darunter Osten und Westen verstehen.

Nacht an einander, [25] und lief wütend in der Stadt umher. Und wiewohl ihn etliche mit Geisseln und Ruhten straften, die diese Worte, als eine böse Deutung über die Stadt, nicht gerne höreten, [26] so hörete er doch nicht auf. [27]

Und als man diesen Menschen [28] hat bracht vor den Landpfleger, welchen die Römer da hatten, [29] der ihn auch mit Geisseln hart, bis aufs

---

25 Tag und Nacht an einander] Man kann hieraus schliessen, daß er nicht geschlafen; wiewohl einige dafür halten, daß dieses eine hyperbole.

26 nicht gerne höreten] nach Art aller Menschen. Denn es ist bekannt, daß niemand gerne etwas höret, das ihm unangenehm ist.

27 doch nicht auf] sondern schrie immer fort.

28 diesen Menschen] den Jesus, genannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, der aus einem besondern heftigen Geiste so geschrieen.

29 die Römer da hatten] Denn die hatten in allen ihren Provinzen gewisse Stadthalter, welche nach dem Unterschied der Provinzen Proconsules, Praetores, Propraetores, oder Praesides genennet wurden. Denn es ist zu wissen, daß die Provinzen nicht alle einer Art gewesen. Anfangs theilte man sie in Consulares et Prae-

Blut, stäupen und peitschen ließ, hat er doch mit keinem Wort Gnade gebeten, hat auch nicht einen Zähren oder Thränen gelassen, [80] sondern ohne Un-

torias. Vid. Sigonius de antiquo jure provinciarum Lib. II. cap. 1. Nachdem eignete sich Augustus einige zu, und ließ dem Rath die andern. Dio Cassius Lib. LIII. p. 503. Strabo Lib. XVII. fin. Wodurch zwar der erste Unterscheid nicht aufgehoben ward; weil sowohl die kaiserlichen als rähtlichen Provinzen in Consulares et Praetorias eingetheilet wurden. Salmasius ad Capitolinum in vita M. Antonini Cap. XXII. p. 375. edit. Hack. Jedoch wurden diejenigen Stadthalter, so der Kaiser in seine Provinzen setzte, eigentlich Praesides genennet. Gruterus Inscript. p 457. Inscript. 4. Spanhemius de U. et P. Numism. Dissert. XVII. p. 180. Egypten hatte was besonders: denn dahin ward kein Proconsul oder Praeses gesandt, sondern der Stadthalter daselbst heißt nur Praefectus Augustalis, und hatte keine fasces. Arrianus de Expeditione Alexandri M. Lib. III. cap. 5. Tacitus Annal. XII. cap. 6. Hist. Lib. I. cap. 2. Dio Lib. LIII. p. 514. Und dieses einer alten Prophezeihung wegen. Trebellius Pollio in Aemiliano. Der Landpfleger in Syrien, wovon hier die Rede ist, war ein Praeses.

80 Zähren oder Thränen gelassen] das ist, er hat nicht geweinet.]

Unterlaß [21] überlaut geschrieen: [22] Weh! weh dir! o du armes Jerusalem! Albinus, der Richter, [23] hat ihn als einen Thoren verachtet. Dieser Mensch aber ist sieben Jahre an einander nicht viel mit Leuten umgangen, [24] sondern allein gangen, wie ein Mensch, der etwas bey sich tief besinnet, oder dichtet, [25] und immerdar diese Worte von sich hören lassen: Weh! weh dir! o du armes Jerusalem! und von solchem Rufen ist

---

21 ohne Unterlaß] doch hat er zuweilen Athem geholet, und denn hat er nicht geschrieen, quia nemo potest simul sorbere et flare.

22 überlaut geschrieen] Denn leise schreyen hatte er nicht gelernet, so wenig als ich und der geneigte Leser.

23 Albinus der Richter] dieser Albinus war der Landpfleger oder Praeses Syriae. Josephus de Bello Jud. Lib. II. cap. 15. saget nicht viel Gutes von ihm.

24 nicht viel mit Leuten umgangen] Man kann daraus gar wahrscheinlich schließen, daß er melancholisch gewesen.

25 oder dichtet] nicht, als wenn alle Dichter Thoren und wütende Leute wären: denn das wäre manchem zu nahe geredet; sondern dichten heißt hier nur so viel als denken.

er nicht müde worden. [26] Und als die Stadt [27] nun ist von den Römern belagert gewesen, ist er auf den Mauren umher gangen, und immer geschrieen: Weh über den Tempel! Weh über das ganze Volk! Und zuletzt hat er auf eine Zeit diese ungewöhnliche Worte [28] dazu gesagt: Wehe auch

---

26 nicht müde worden] Hiedurch wird meine Muhtmaßung bestärket, daß er nicht geschläfen: denn hier steht ausdrücklich, daß er nicht müde geworden. Man schläft aber nicht, wenn man nicht müde ist.

27 die Stadt] Jerusalem.

28 ungewöhnliche Worte] Das ist kein Wunder. Denn damals war die deutsche Sprache noch nicht sonderlich bekannt zu Jerusalem. Daher war es freylich was ungewöhnliches, daß dieser Jesus Anani: Au wey mir! rief. Man kann indessen so viel hieraus lernen, daß er der erste gewesen, der sich dieses Seufzers bedienet, welches vor mir niemand angemerket; so wenig, als daß hier der Text verdorben. Denn in den gedruckten Editionen der Historia von der Zerstöhrung Jerusalem stehet, er habe: Weh auch mir! geschrieen. Da doch ein jeder leicht sehen kann, daß es: Au wey mir! heissen soll; denn so sagen die Juden. Vermuhtlich ist diese Verderbung des Textes auf folgende Art entstanden. Es hat nämlich derjenige, so schuld darann, sich verschrieben, und anstatt: Au wey mir! Wey

mir! und in dem Worte ist er ohngefehr [59] von der Feinde Geschoß getroffen, und also todt blieben. [60] Diese und andere grosse Zeichen sind vorher gangen, ehe Jerusalem zerstöhret ist.

Nun wollen wir von der Zerstöhrung an ihr selbst auch kurz reden. Da nun die Jüden, wie Stephanus sagt, [61] als Mörder und Verräther,

---

au mir! gesetzet. Dieses hat ein anderer verbessern wollen, und: Wehe auch mir! daraus gemacht, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der heilige Hieronymus epist. 28. ad Lucinium von den ungeschickten und dabey naseweisen Abschreibern sagt. Scribunt non quod inveniunt, sed quod intelligunt, et, dum alienos errores emendare nituntur, ostendunt suos. Diese Muthmaßung ist sehr wahrscheinlich, und wird noch dazu durch einen alten niedersächsischen Codicem bestärket, der mir neulich durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gerahten ist.

59 Ohngefehr] Da sage ich nein zu: Denn es geschicht nichts von ohngefehr; und sind das rohe Leute, welche sagen, ohngefehr werden wir gebohren, Sap. II. 2. Fromme Christen wissen, daß alles von Gott kömmt.

60 todt blieben] O der arme Schelm! Wäre er von der Mauer geblieben: so hätte er vermuhtlich noch lange leben können.

61 Stephanus sagt] Act. VII. 52.

den gerechten und unschuldigen Christum getödtet hatten, ist es mit dem ganzen jüdischen Reiche in allen Ständen immer ärger worden. Die Hohenpriester huben an, übeten Tyranney wider die andern Priester; unter den andern Gewaltigen war allerley Haß und Neid; es schickte sich alles zur Uneinigkeit im Regiment, und ließ sich ansehen, daß eine grosse Aenderung und Zerrüttung [32] des Reichs vorhanden wäre. Auf solchen Zwiespalt und Haß der Gewaltigen unter sich erhuben sich Rotten, [33] und allerley parteyische Zertrennun-

---

32 Aenderung und Zerrüttung] Denn Friede ernehrt, Unfriede verzehrt, und Salustius sagt gar wohl: Concordia res parvae crescunt, discordia maximae saepe dilabuntur. Wie dann auch Christus selbst sagt, daß ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, wüste wird, und nicht bestehen kann. Luc. XI. 17. 18.

33 Rotten] Der christliche niedersächsische Leser muß nicht meinen, daß Jerusalem mit Ratzen geplaget worden, und daß es den Jüden damals eben so gegangen, als dem Erzbischofe Hattoni zu Maynz. s. die Acerram Philologicam p. m. 201. sq. Mit nichten; sondern Rotten heissen hier die unterschiedenen Partheyen, in welche sich die Juden theileten; wie man auch zur Noht, ohne mein Erinnern, aus dem nachfolgenden sehen kann.

gen, und aus dem trug sich zu allerley Unglücke, viel Raubs und Mords in der Stadt und ausser der Stadt, und ausser Jerusalem, und schickeren sich alle Sachen, daß beyde Regiment des Volks, geistlich und weltlich, zu trümmern gehen wollten.

Darüber begab sichs auch, daß der Kaiser Nero [31]

---

31 Nero] der bekannte Tyrann. Er war ein Schwestersohn des Kaisers Caligula, und folgte im Jahre 54 dem Claudio im Regimente. Die erste 5 Jahre regierte er löblich, und verbarg sein böses Naturell so, daß auch sein Lehrmeister Seneca seine Bücher de Clementia ihm zu Ehren geschrieben; aber nachgehends ward er grausam, und ließ nicht nur seinen Lehrmeister, den Seneca, sondern auch so gar seine eigene Mutter, die Agrippina, hinrichten. Er zündete auch einmal Rom an, um sich dabey die Zerstöhrung von Troia lebhaft vorzustellen, hernach warf er die Schuld auf die Christen, und verfolgte sie jämmerlich; wie dann unter andern die beyden Apostel, Petrus und Paulus, unter seiner Regierung hingerichtet sind, und erzehlen die Geschichtschreiber, daß das abgehauene Haupt Pauli noch dreymal Jesus gerufen habe. V. Suetonium in Nerone Tacit. Annal. Lib. XIII. XIV. XV. XVI. Er pflegte im Sprichworte zu sagen: τὸ τεχνίον πᾶσα γαῖα τρέφει. Artem quaevis terra alit. Wer etwas kann, kömmt allenthalben fort. Suetonius l. c. cap. 40.

Cestium Florum[55] in das jüdische Land schickete; und als er den Jüden sehr hart war, mit vielen Dingen seinen Geiz, Stolz und Muhtwillen übete, haben ihn die Jüden verjagt; und als er mit ihnen zu schlagen kam, hat er fünf tausend Mann der Seinen[56] verlohren. Also wüteten die Jüden durch Gottes Verhängniß,[57] daß sie auch

---

55 Florum] der war noch ärger, als Albinus, und machte es noch plumper. V. Joseph. de Bello Jud. Lib. II. cap. 18.

56 der Seinen) von den Sienigen, sagt mein alter Cod. MSt. Es ist aber hier die Rede nicht von seinen Verwandten. Denn es ist nicht glaublich, daß die Florische Familie so stark gewesen; sondern seine Soldaten werden die Seinigen genennet, weil sie seine Soldaten, und er ihr General war.

57 Gottes Verhängniß] nicht als wenn Gott sie zur Rebellion gereizet hätte. Nein; denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen. Jacob. I. 13. Er concurrirt zu dem Bösen nicht effectivè, sondern nur permissivè. V. Dieterici Instit. Catechet. p. m. 240. Causas vero, cur Deus homines peccare permittat, eleganter explicat Damascenus L. 2. orthod. fid. cap. 29. p. 149. Vid. etiam Quenstedius, Scherzerus, Brochmannus, Hollazius etc. loco de Providentia, ni fallor.

wider die Römer sich setzten, und von ihnen [38] abfielen. Als aber Kaiser Nero das erfuhr, [39] schickte er Flavium Vespasianum mit seinem Sohne [40] Tito in Syriam.

Und es ist in der Zeit im ganzen Orient [41] wie auch Tranquillus [42] schreibet, eine gemeine

---

38 von ihnen] den Römern.

39 das erfuhr] nämlich, daß sie von den Römern abgefallen.

40 seinem Sohne] des Vespasiani Sohn. Denn Nero hatte keine männliche Erben.

41 Orient] Morgenland.

42 Tranquillus] das ist der oft angeführte C. Suetonius Tranquillus. Wir haben von ihm, ausser denen Leben der zwölf ersten Kaiser, noch 2 Bücher de illustribus Grammaticis et claris Rhetoribus. Inter recentiores editiones eminet Schildii, quae prodiit Lugd. Bat. 1667 in 8vo cum notis variorum. Ornatior et copiosior editio Sam. Pitisci cum selectis annotationibus et elegantissimis Iconibus Traject. ad Rhenum 1690. II. volum. in 8vo. Laudabilior et editio J. G. Graevii cum integris Is. Casauboni et aliorum notis, ac locupletissimo Berneggeri indice Trajecti. 1672. in 4. quae editio repetita est Hag. Comitis 1691. auctior illa quidem et additis iconibus elegantior, sed minus emendata.

Sag' und Gerücht gewesen, daß eben um die Zeit etliche, so aus Juda kommen würden, sehr groß und ganz mächtig in aller Welt sollten werden. Und wie wol das an dem geistlichen Reich Christi also wahr ward, da der Name Christi durch die Predigt des Evangelii (welcher gebohren ist aus jüdischem Stamme) in aller Welt groß ward, so habens doch etliche von den zweyen Vespasianis verstanden. Die Jüden aber zogen das Prognosticon auf sich; und nachdem ihnen etliche Schlachten wider ihre Feinde gerichten, wurden sie stolz,[45] machten drey Hauptleute,[44] und griffen mit Ge-

In usum Delphini publicavit Augustinus Babelonius Paris 1684. in 4. Vid. Olai Borrichii Conspect. Script. Linguae latinae p. m. 73. 74.

45 stolz] wie es allezeit zu gehen pflegt. Wie wohl hätten die Leute gethan, wenn sie bedacht hätten, was die christliche Kirche im güldenen A B C singet:

„Erheb' dich nicht in deinem Glück,
„Es hat noch wunderbare Tück.

oder, was der alte Comicus Graecus sagt:

Ὅτ' ἐυτυχεῖς μάλιστα, μὴ μέγα φρόνει·
Ἀλαζονείας ὄυτις ἐκφεύγει δίκην.

44 Hauptleute] das war ein grosser Schade! Denn da die Philister sahen, daß ihr Stärkester todt war, liessen sie den Muht fallen. 1 Sam. XVII. 51.

walt die Stadt Askalon an, da sind sie in zweyen Schlachten darnieder gelegt, haben (ohne daß die Hauptleute umkommen) in die zwanzig tausend Mann verlohren.

Also, nachdem zog Vespasianus aus Befehl des Kaisers [45] in Galiläam, [46] welches ein volkreich Land war, verwüstet und verheeret alles durchaus, und ward des Mordens, Raubens und Brennens kein Ende; [47] da wurden viel tausend Jüden erschlagen, auf einmal [48] in die funfzig tausend wehrhaftige Männer, [49] ohne Weiber,

---

45 Des Kaisers] Neronis.

46 Galiläa] so hieß das Theil des jüdischen Landes, so gegen Mitternacht an dem Berge Libanon und See Genezareth liegt.

47 Kein Ende] Nicht, daß er ewig gewähret. Denn es hat schon lange ein Ende gehabt; sondern Vespasianus mordete, raubte und brannte so lange, als etwas zu morden, rauben und brennen war. Daß es so zu verstehen, wird niemand leugnen, der nur einmal gehöret hat: quod talia sunt praedicata, qualia permittuntur esse a suis subjectis.

48 Auf einmal] nicht auf einen Hieb, das ginge schwerlich an; sondern einer nach dem andern

49 Wehrhaftige Männer] Leute die zum Kriege

Kinder, gemein Pöbel und Landvolk. Das Kriegsvolk hat da weder alt noch jung verschonet, nicht der Schwangern, nicht der Kinder in der Wiegen.[50] Sechs tausend junger Männer hat Vespasianus auf einmal als eigene Leute[51] geschickt am Isthmo,[52] zu graben Achaja. Dreyßig tau-

---

tüchtig. Denn daß es Leute gewesen, die nach deutschem Gebrauche wehrhaft gemacht, glaube ich nicht.

50 Kinder in der Wiegen] O der Grausamkeit! Allein, so gehts im Kriege: da wird veracht und nicht betracht, was recht und löblich wäre.

51 Eigene Leute] egene Lüde. Cod. MSt. cit. Nicht, daß sie von sonderlichem Eigensinn gewesen, sondern sie wurden als Leibeigene verkauft; wie ex consequentibus erhellet.

52 Isthmus] ist ein schmaler Strich Landes zwischen zweyen Meeren. Vid. Amos Comenius in orbe sensualium picto p. m. 7. Hier wird von demjenigen geredet, durch welchen Morea, vor diesem Peloponesus genannt, an dem übrigen Giechenland hänget. Es haben sich viele unternommen, diesen Isthmum zu durchgraben; allein es hat noch keinem gelingen wollen. Vermuhtlich, weil Gott nicht haben will, daß man die von ihm dem Meere gesetzte Gränzen ändere. Diese Anmerkung ist nicht meine; sondern der christliche Leser hat sie dem seligen Herrn Johann Hübnern zu danken. Vid. dessen geo-

send jüdische Kriegsleute sind zu der Zeit auf einmal für Leibeigene verkauft. Fünf tausend haben sich aus Verzweifelung selbst von hohen Felsen herab gestürzet. [53]

Der Zeit war ein trefflicher Mann, fast gelehrt, [54] weise und verständig, priesterliches Amts unter den Jüden, und ihrer Obersten einer im Kriege, [55] mit Namen Josephus, und als der im ersten Schrecken mit etlichen wenigen in eine Höhle geflohen war, bey der Stadt Galiläa, Jotapata genannt, ward er ergriffen, [56] und zu Vespasiano geführet; und als er nun demselbigen pro-

---

graphische Fragen p. m. 91. welches ich aus Bescheidenheit nicht verschweigen wollen.

53 Herab gestürzet] Einige wollen behaupten, daß wenige, und vielleicht gar keine, mit dem Leben davon gekommen; aber ich halte für sicherer, daß man in einer Sache von so grosser Ungewißheit das ἐπέχειν ergreife.

54 Fast gelehrt] sehr gelehrt. Nicht vix, sondern valde.

55 Obersten einer im Kriege] Er war über Galiläa gesetzet, wie er selbst erzehlet Lib. II. de Bello Jud. Cap. 26.

56 Ergriffen] Wie es zugegangen, v. beym Joseph. l. c. Lib. III. Cap. 14.

phezenet, er würde noch Kaiser werden, [57] hat er ihn gnädiglich erhalten. Und derselbe Josephus hat geschrieben, was wir von dieser Historia meistentheils wissen.

Als dies in Galiläa geschah, ist ein Hauf gesammletes, freches, räuberisches Volk [58] gen Jerusalem kommen, das hat einer der großen Herren, Johannes, zu wege gebracht, daß er durch diese Rotte das Regiment ganz zu sich brächte. Da ist abermal [59] viel heimliches Mords, viel Räuberey, viel Plündern zu Jerusalem gewest, und hat sich allenthalben zum großen Unglück geschickt, und ist die arme Stadt [60] allenthalben wol geplaget gewesen. Es sind die Zeit etliche Hohepriester erschlagen, und oft [61] Blut vergossen, auch im Tempel. Josephus schreibet, daß zwölf tausend von den besten edelsten Jüden in diesem

---

57 Noch Kaiser werden] Josephus l. c. Und es ist auch eingetroffen.

58 Räuberisches Volk] V. Joseph de Bello Iud. Lib. IV. Cap. 5.

59 Abermal] Denn es war schon vorher geschehen.

60 Arme Stadt] nämlich die Einwohner; continens pro recontentá.

61 Oft] vaken. Cod. MSt. cit.

Lärmen umkommen sind, und ihre Güter und Häuser hat man dem Pöbel und Knechten geben zu plündern. Etliche meinen, dieses haben die Römer durch Practiken zugerichtet.

So war nun dazumal schon, ehe das rechte Wetter [62] sie überfiel, Jerusalem mit dreyerley Unglück [63] geplaget, nämlich mit dem Kriege der Römer, mit Aufruhr und allerley Meuterey in der Stadt, und mit den Tyrannen, [64] welche sich, durch parteyische Practiken, einer nach dem andern aufwarfen, und um der Herrschaft [65] willen viel Bluts vergossen.

Als nun zu der Zeit die Gadarener [66] sich widersetzig machten den Römern, mußte sich Ves-

---

62 Wetter] Unglück, Noth, Jammer.

63 Dreyerley Unglück] Nach dem Sprichwort: Nulla calamitas sola. Ein Unglück ist selten alleine.

64 Tyrannen] Das Wort Tyrannus hat vorzeiten eine gute Bedeutung gehabt; nachgehends aber ist es in einem bösen Verstande genommen worden.

65 Um der Herschaft] Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est, aliis rebus pietatem colas. Euripides.

66 Gadarener] V. Marc. V. 1. Luc. VIII. 27. Sie hiessen auch Gergesener, Matth. VIII. 28. Und waren

pasianus aus dem Winterlager eilends erheben, und nahm Gadara, die Stadt, [67] ein, und durch seinen Hauptmann, Placidum, erschlug er an die dreyßig tausend Bürger in die Flucht, zwey tausend nahm er gefangen, [68] der andere [69] Pöbel und flüchtige Hause stürzet sich in den Jordan, [70] und ihre todten Körper sind im Jordan geflossen, bis in den Asphaltiten, [71] welches man das todte Meer nennet, und da sind jenseit des Jordans, bis gen Macheron, allenthalben alle Jüden von den Römern überfallen, in groß Schrecken kommen. Als

---

wohl böse Leute, weil sie Christum nicht bey sich leiden wollten. O Blindheit!

67 Gadara, die Stadt] die Stadt Gadara.

68 Nahm er gefangen] durch seine Leute. Nam quod quis per alium facit, ipse fecisse putandus. Vid. Compendium Metaphysices, quod primum tibi inciderit in manus.

69 Andere] Nicht secunda, sondern reliqua plebs.

70 Stürzet sich in den Jordan] Ich glaube, wo sie nicht schwimmen können, sind sie alle ersoffen.

71 Asphaltiten] Von diesem See hat Josephus ein eigen Capitel, welches das 6te ist in seinem 5ten Buche de Bello Judaico, und woraus ein geneigter Leser viele schöne Sachen lernen kann.

nun zu Ausgang des Winters [72] der Lenz [73] angangen, da Vespasianus gehöret, daß Nero todt wäre, [74] lag er [75] zu Cesarea, und machte sich eilend auf, [76] und hat alle Städte der Jüden und Idumeer eingenommen, ohne etliche Schlösser, welche etliche fremde Krieger inne hatten, und allenthalben hat er die Städte besetzet mit römischem Kriegsvolk, daß er Jerusalem (welches allein überblieben war) desto leichter stürmen und einnehmen könnte. Und dasmal ist Vespasianus [77]

---

72 Zu Ausgang des Winters] Da kann man sehen, daß vor Alters die Jahreszeiten in eben der Ordnung auf einander gefolget, als jetzo.

73 Lenz] Frühling. Fröhjahr. Cod. MSt. cit.

74 Nero todt war] Er erstach sich selbst. Suetonius in Nerone, Cap. 49.

75 Lag er] Nicht, daß er eben gestreckt gelegen, sondern er hielte sich daselbst auf. He was to Cesarea. Cod. MSt. cit.

76 Eilend auf] Quia periculum in mora.

77 Vespasianus] Er war ein guter Regent; aber etwas geizig, indem er so gar auf die Secrete s. v. einen Tribut legte, und dabey zu sagen pflegte: Lucri bonus odor ex re qualibet. Wie er merkte, daß er sterben sollte, stand er auf, und sprach: Imperatorem decet stantem mori. Suetonius in Vespas. c. 16. 24.

von seinem Kriegsvolke zum Kaiser aufgeworfen. Darnach zog er in Egypten, von dannen wollte er in Italien, und befahl Tito [78] das Kriegesregiment wider die Jüden. Titus aber, als er Kundschaft halben an Oertern nahe bey Jerusalem geritten war, entkam schwerlich, [79] daß er von den Jüden nicht gefangen ward. Darnach schlug er sein Lager auf bey Scopos, eine viertel Meile von der Stadt, [80] und theilet das Kriegsvolk, die Stadt mehr denn an einem Ort zu belagern. Mittler Zeit war ein groß mächtig Volk aus allen Städten, von allen Orten, aufs Osterfest des Gottesdienstes halben, zu Jerusalem zusammen kommen. So waren auch (wie oben angezeiget) zuvor in der Stadt viel gesammlete Haabe, und verwegen los Volk, welches aus Galiläa

ver-

78 Tito] das war sein Sohn.

79 Entkam schwerlich] Mit nauer Noht. Cod. MSt. cit. Man merke beyläufig, daß es ein Fehler an einem General, wenn er sich zu sehr wagt.

80 Eine viertel Meile von der Stadt] Denn er war gewitziget. Piscator ictus sapit: und erinnerte sich des Sprichworts: Procul à Jove procul a fulmine.

vertrieben war, und waren drey Part [81] in der Stadt, welche die Einigkeit und das Regiment je länger je mehr, (wie es denn gehet) zerrissen. Ein Part hatte den Tempel inne, unter denen war Oberster Eleazarus, ein Sohn Simonis, bey dem hielten die Zeloten, [82] ein bös heuchlisch Volk, [83] das den Bürgern sehr feind war. Den untern Theil der Stadt hatte Johannis inne, welcher ein Anfang allerley Unglücks war. Den obern Theil hatte der Simon inne mit 20000 Idumeern, welche erfordert waren, die Stadt vor der Zeloten Muhtwillen und gewaltsamen Vornehmen zu schützen, da man derselbigen Gäste gerne wäre

---

81 Part] Theil.

82 Zeloten] Eiferer, à Graeco Ζῆλος, unde Ζηλωτής, aemulator, aemulus, sectator. Ζῆλος, ajunt Stoici, λύπη ἐπὶ τῷ ἄλλῳ παρεῖναι, ὧν αὐτὸς ἐπιθυμεῖ, καὶ οὐκ ἔχει.

83 Bös heuchlisch Volk] Nicht, daß alle Zeloten und Eiferer ein böses heuchlisch Volk; sondern es ist nur von diesen Zeloten zu verstehen, von welchen hier die Rede ist: Quod probe notandum contra Indifferentistas et Fanaticos, speciatim Christianum Thomasium, Arnoldum et Dippelium.

wieder los gewesen, hat man ihrer nicht können los werden. [84]

Titus, als er nun merket, daß die Stadt Jerusalem mit so unzählichem Volke überladen und vermenget wäre, rüstet und stärket er sich in grosser Eil, die Stadt zu belagern, und eine Wagenburg um sie zu schlagen, (wie Christus ihnen gesaget,) dieweil das Volk bey einander wäre, daß sie der Hunger [85] desto härter drängete und ängstete. Da das die Jüden sahen, versuchten sie ihre höchste Macht, [86] das zu hindern, zu wehren und vorzukommen; aber es war aus, [87] da war kein Glück mehr, unser Herr Gott wollte das Garaus mit ihnen spielen, darum ging ihnen kein Anschlag noch Raht fort, da war eitel Uneinigkeit. Und ist die Zeit in der Stadt ein Aufruhr

---

84 Nicht können los werden] Es wäre also besser gewesen, man hätte diese Gäste nicht geladen, quia

Turpius ejicitur quam non admittitur hospes.

85 Der Hunger] Nam graue tormentum fames. Hunger ist ein scharfes Schwerdt.

86 Ihre höchste Macht] Denn auch ein Wurm krümmt sich vor dem Tode.

87 Es war aus] et was ut. Cod. MSt. cit.

worden, daß eine grosse Menge Volks erschlagen ward bey dem Tempel.

Die Stadt Jerusalem war sehr fest an dem Orte, da man zur Stadt kommen konnte, hatte drey Mauern, darum legte sich das römische Kriegsvolk mit ganzer Macht hinan, die Stadt zu stürmen, und nach grosser Arbeit ist die zweyfältige Mauer erobert und eingenommen. Dieselbige Zeit ist eine unzählige Menge Volks Hungers gestorben, wie Josephus schreibet. Um ein klein Bißlein Brods haben sich oft die besten Freunde gehauen und gestochen, die Kinder haben den Eltern, Vater und Mutter, oft die Speise aus dem Munde gerissen, [88] da hat weder Bruder noch Schwester sich eines des andern erbarmet. [89] Ein Scheffel [90] Korn hat viel Gülden gegolten: Et-

---

88 Aus dem Munde gerissen] ut dem Mule reten. Cod. MSt. cit. Man sagt dahero auch noch, wenn man sich ihrer zwey um ein Stücke Brodt reissen siehet: da geht es her, wie bey der Zerstöhrung Jerusalem.

89 Sich eines des andern erbarmet] Denn ein jeder ist sich selbst der nächste. Proximus sum egomet mihi.

90 Scheffel] Schepel. Cod. MSt. cit.

liche haben Kuhmist [91] für großem Hunger, etliche die Riemen von den Satteln, das Leder von den Schilden abgenaget und gessen, etliche haben noch Heu im Munde gehabt, und sind also todt gefunden, etliche haben in den heimlichen Gemachen gesuchet, mit Unflat [92] und Mist von dem Hunger sich zu erretten, und ist eine solche grosse mächtige Menge Hungers gestorben, daß Ananias, Eleazari Sohn, welcher in der Zeit der Belagerung zu Tito geflohen, angezeiget, daß hundert tausend und funfzehen tausend todte Körper in der Stadt gefunden, und begraben sind. Egesippus schreibet, daß allein zu einer Pforten so viel tausend Leichen hinausgetragen sind, und daß in die sechshundert tausend Menschen solcher Zeit der Belagerung todt geblieben sind.

Die Jüden hatten noch inne die Burg Antoniam, welches eine starke Festung war; so hatten sie auch den Tempel inne, von welchem eine Brücke in die Stadt ging. Diese Festung zu er-

---

91 Kuhmist] Kohdreck. Cod. MSt.

92 Unflat] Schiet. Cod. MSt.

obern, kostet vielmehr Arbeit, [93] denn alle andere Oerter. Titus aber, wiewol er gewiß war, daß der Hunger endlich die Jüden in der Stadt tilgen und theilen würde, ließ ihm doch die Weile lang seyn, und hielt an, vermahnet das Kriegsvolk, die Festung mit Gewalt zu stürmen. Wiewol nun grosse Gefahr dabey war; so gericht es doch den Römern alles, und war kein Sieg noch Glück mehr bey den Jüden. Als nun die Römer das Schloß inne hatten, gab der Trompeter mit der Posaunen [94] ein Zeichen, und wurden die Jüden, welche das Schloß inne hatten, alle erschlagen, [95] etliche von den Mauren geworfen, etliche haben sich selbst zu Tode gefallen, etliche sind bey der Nacht eilends in die Stadt entkommen. Folgends hat das Kriegsvolk sich derer, so den Tempel inne

---

93 Vielmehr Arbeit] Denn es war eine starke Festung.

94 Trompeter mit der Posaunen] Entweder dieser Trompeter hat mehr als ein Instrument verstanden, oder es ist auch eine Trompete, und keine Posaune, gewesen, damit er ein Zeichen gegeben.

95 Alle erschlagen] fast alle; denn einige sind bey Nacht in die Stadt entkommen.

hatten, ernstlich angenommen. Man saget, Titus sey Willens gewesen, des Tempels zu verschonen; aber es war aus. Gott schickets, daß da kein Verschonen [96] war. Denn als man lang und heftig gestritten und gearbeitet hatte, und die Juden weder mit Dräuen noch Vermahnen [97] zu bewegen gewest, die festen Oerter zu übergeben; merket das Kriegsvolk, daß ihnen des Orts nicht anders, dann mit Hunger, (welches denn lange würde) oder mit Feuer wäre abzubrechen. Und also haben etliche der Kriegsknechte Feuer in den Tempel geworfen, das ist angangen, und also auf die Stunde das herrliche, treffliche, köstliche Gebäude, welches die Zeit hoch und weit berühmet war, verbrandt und zu Aschen worden. Die Juden, so den obern Ort der Stadt inne hatten, sind zum Theil in die Stadt geflohen; aber viele mehr sind durchs Feuer und Schwerdt umkommen. Die Priester haben ihr Leben zu fristen ganz kläglich gebeten und geflehet; aber da ist Gnade bey Gott

---

96 Kein Verschonen] Denn Christus hatte gesagt: Es sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Matth. XXIV. 2.

97 Weder mit Dräuen noch Vermahnen] O der Hartnäckigkeit!

und Leuten ausgewesen. Titus, wie Egesippus schreibet, hat geantwortet: So ihr Tempel und Gottesdienst dahin sey, dürfte man der Priester nicht mehr. *)

Die Verwüstung des Tempels ist geschehen auf den 10 Tag des Monats Augusti, gleich auf den Tag, da der erste Tempel vom Könige zu Babylonien verbrandt ist. Und ist der Tag sonderlich der Unglückstag dem Tempel gewesen. Und von dem ersten Tempel an und seiner Erbauung, welchen Salomo erbauet, bis auf das andre Jahr Vespasiani, da der Tempel zu Grund verwüstet ist, sind 1101 Jahr. Von der Zeit aber, da man den andern Tempel wieder angefangen hat zu bauen, welches ist geschehen im andern Jahre des Königs Cyri, sind 5?9 Jahre.

Da nun die Jüden so geängstet wurden, wiewol keine Hoffnung war der Rettung, sturben viel

---

*) Dürfte man der Priester nicht mehr] Da kann man sehen, was die Fanatici vor gefährliche Absichten haben, wenn sie die Kirchen und den äusserlichen Gottesdienst verwerfen; denn die Folge ist richtig: Wenn man keine Kirchen und öffentlichen Gottesdienst hat, so braucht man der Priester nicht mehr.

tausend Hungers; doch blieben die übrigen auf ihrem Vornehmen. Josephus schreibet, daß auf die Tage, als der Tempel verbrandt und verwüstet, ein schrecklich greulicher Fall sich begeben, welchen man bey den Nachkommen kaum glauben wird. Es war eine ehrliche Frau, reich und grosses Geschlechts, jenseit des Jordans aus Furcht mit den andern gen Jerusalem geflohen. Als nun die Stadt so hart bedränget und geängstet war mit Hunger, hat sie ihr junges Kindlein in der Wiegen (mit was Jammer und Schmerzen ist wol zu denken!) geschlachtet, und hat das halbe Theil gebraten und gessen, die andere Hälfte, als die Kriegsknechte umher gelaufen und Speise gesucht, hat sie ihnen vorgesetzt; die Kriegsknechte aber haben sich vor dem greulichen Anblick entsetzet, und doch sich des elenden Weibes erbarmet, und die Sache den grossen Herren zu Jerusalem offenbaret. Dieser schreckliche Fall hat sie bewegt, daß sie von dem Tage an gedacht haben, sich zu ergeben, sind mit Tito zur Unterredung und Handlung kommen. Aber dieweil Friede zu machen sie zu lang geharret hatten, und sie um Fried und Freyheit baten, da sie schon ausgehungert, und aufs höchste bedrängel waren, ward nichts draus:

und ist wenig Tage die Stadt noch kümmerlich aufgehalten. Mittler Zeit ist unzähliges grosses Volk, aus grosser Angst und höchster Noht, unträglisches Hungers, aus der Stadt ins Lager, den Feinden in die Hände gelaufen. Da hat man sie sehr wolfeil verkauft. Indem haben ohngefehr die Kriegsknechte gesehen, daß ein Jude aus seinem eigenen Mist hat Gülden, welche ler eingeschluckt, gelesen. Da ist bald ein Gerücht [99] durch das ganze Lager gangen unterm Kriegsvolk, die Jüden, so heraus ins Lager geflohen, hätten Gold eingeschluckt, (denn es waren etliche, welche durch fleissig Besuchen sonst nichts denn Gold konnten wegbringen, oder für den Kriegern behalten.) Dieß Gerücht gab nun Ursach, daß von den Kriegsknechten, welche dachten, sie würden bey allen Jüden Gold finden, über zwey tausend Jüden wurden in einer Nacht [100] aufgeschnitten, und ihr

---

99 Bald ein Gerücht] Denn

„Fama malum, quo non aliud velocius ullum:
„Mobilitate viget, viresque adquirit eundo.

Virgil. Aeneid. Lib. IV.

100 In der Nacht umkommen] Was thut der leidige Geiz nicht!

wären vielmehr umkommen, wenn Titus nicht hätte lassen ausrufen und gebieten, daß man die Gefangene nicht tödten sollte. [101]

Endlich ist die Stadt Jerusalem erobert, und ist weder Jung noch Alt verschonet; doch ist ein Gebot ausgerufen, daß man aller elenden Leute, so zu keiner Wehr oder Widerstand vermöglich wären, schonen sollte. Also ist ganz Jerusalem durchaus vom Feinde schrecklich geplündert, angestecket und verbrandt, das mehrere Theil zerrüttet und verwüstet, und nur wenig Gebäu stehen blieben, daß man etlich römisch Kriegsvolk hat können drinnen zur Besatzung lassen. So sind auch etliche einzelne wüste steinerne Gebäu und wüste Thürm blieben; allein bloß und öde, zur Anzei-

---

„ . . . quid non mortalia pectora cogis
„Auri sacra fames. . . .
— — — Virgil. Aeneid. Lib. III.

101 nicht tödten sollte] Denn er war gar ein gnädig r Prinz; daher er auch, wenn ein Tag verstrichen, an welchem er niemand Gutes gethan, zu sagen pflegte: Amici, diem perdidi; welche Aufführung ihm dann den Titel: Deliciae generis humani, zu wege gebracht. O daß doch alle Fürsten diesem Kaiser gleichten!

gung, daß da eine Stadt etwa wäre gewest. Und ist also Jerusalem verwüstet und zu Grunde verderbet, den achten Tag Septembris im fünften Monate darnach, als sie erst belagert ward. Von dem grossen Haufen unzähliger Menge der Gefangenen hat Titus siebenzehen tausend, alle junge starke Mannspersonen, gen Alexandriam geschickt, daselbst wie leibeigene Knechte Stein zu tragen und zu arbeiten. Viel Jüden hat man wie das Vieh gar wohlfeil verkauft, zwey tausend hat man hin und wieder ausgetheilt in Ländern durchs ganze römische Reich, daß man sie zum Gepränge, wenn man Spectacul gehalten, die wilden Thiere hat zerreissen lassen. Die Menge aller Gefangenen, so am Leben, sind an der Zahl gewesen sieben und neunzig tausend, so doch erst wohl zehenmal hundert tausend, als die Belagerung angefangen, in der Stadt gewesen, welches mehrentheils Fremde gewesen und nicht Bürger, wiewol alle vom jüdischen Stamme und Geblüt.

Als nun Titus Jerusalem mit Gewalt eingenommen, verbrandt, zerrüttet und verheeret hatte, besetzete er den Ort des Landes mit etlichen Kriegsknechten, um der umliegenden Länder willen, und er verrücket bis an den Fluß Euphrates, denn so

weit ging dazumal das römische Reich. Als aber die gewaltige, berühmte, heilige Stadt Jerusalem verstöhret ist, hat man gezehlet von Anbeginn der Welt 4034, von Anfang der Stadt Rom 823 Jahr, nach dem Leiden Christi im vierzigsten Jahr. Also hat Jerusalem, die allerberühmteste Stadt im ganzen Morgenlande, ein elend und jämmerlich Ende genommen.

Das erste Register

der angeführten Schriftstellen.

Das zweyte Register

der angeführten Autorum

Das dritte Register

der vornehmsten Materien.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

Entschuldigung

an den geneigten Leser.

Ich sehe vorher, daß meine Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem bey dem geneigten Leser eine Begierde erwecken werden, zu wissen, ob ich sonst nichts geschrieben. Nun würde ich freylich nicht ermangelt haben, demselben, nach Art aller rechtschaffenen Gelehrten, um meinem Buche die rechte Figur eines Buchs nach der Mode zu geben, mit einem Verzeichnisse meiner Schriften so schuldig, als willig, aufzuwarten; allein der geneigte Leser wird mich entschuldiget halten, daß ich für diesesmal einem so löblichen Gebrauche nicht nachlebe. Denn ich kann auf meine Ehre versichern, daß diese Anmerkungen die erste Kraft

meines Verstandes sind, und ich sonsten noch nichts geschrieben habe. Weil man mir in meiner Jugend weiß gemacht hat, ein junger Mensch müsse erst etwas lernen, ehe er die Feder ansetzte, und sich andere zu lehren unterfinge. Dieses Vorurtheil hat mich bishero abgehalten, der Welt mit meinem Talente zu dienen: Allein, da ich auf das, was in der gelehrten Welt täglich vorgehet, genauere Acht gehabt, bin ich gewahr worden, wie schändlich man mich betrogen habe, und begreife nunmehro ganz deutlich, daß man gar füglich ein berühmter Scribent seyn könne ohne die geringste Wissenschaft zu besitzen, und daß es folglich eine unnütze Mühe sey, wenn man durch vieles Studiren seinen Verstand und seine Gesundheit schwächt. Ich halte demnach das Vorurtheil, so man mir in meiner Jugend beygebracht hat, für höchst schädlich, und bin versichert, daß, wenn man sich nach selbigem richten wollte, in kurzem die Buchdrucker und Buchhändler an den Bettelstab kommen würden. Ueber mich sollen diese Leute nicht seufzen; ich will ihnen, wo ich lebe, genug zu schaffen ge-

ben: niemand verachte meine Jugend. Ich bin, Gott Lob! über mein 21stes Jahr; wer aber über seine 3 mal 7 Jahre ist, kann, wie bekannt, in allen Gesellschaften, und folglich auch in der gelehrten Welt, ein Wort mitsprechen. Ich weiß wohl, daß es gemeiniglich heißt: Verstand kömmt vor Jahren nicht: Allein ich weiß auch, daß dieses Sprichwort von alten Leuten herrühre. Die Alten sind, wie jedermann weiß, neidisch und eigensinnig. Die guten Leute meinen, sie hätten alle Weisheit gefressen: Was sie sagen, das muß vom Himmel herab geredet seyn; und was ein junger Mensch vorbringet, das muß Kinderey heissen, es sey auch so klug, als es wolle. Aber es giebt, zu allem Glücke, so viele alte Narren, daß niemand an der Wahrheit des Sprichworts: Alter schadt der Thorheit nicht, zweifeln kann, und die Alten sind selbst so wenig in Abrede, daß die Kräfte ihres Verstandes mit den Jahren abnehmen, daß vielmehr die Empfindung dieser Abnahme ihnen die bittersten Klagen auspresset. Ja die Macht der Wahrheit ist so groß, daß sie oft, wider ihren

Willen, mit Unmuht bekennen, und sprechen müssen: Die Jungen sind immer klüger, als die Alten. Ein Mensch, der den Vorsatz hat, sich durch seine Schriften um die Welt verdient zu machen, thut demnach sehr wohl, wenn er bey zeiten anfängt, und die Zeit, da sein Verstand in seiner besten Blühte ist, mit dieser edlen Bemühung zubringet. Die Bücher, welche wir schreiben, sind die Kinder unsers Verstandes, und die Zeugung dieser geistlichen Kinder setzt eben so wohl, als die Zeugung der leiblichen, eine Beschaffenheit unserer Kräfte voraus, die man bey den Alten vergebens suchet, und nirgends besser, als bey frischen Jünglingen, findet. Wir heyraten also, wann wir noch jung sind, und dieses hat, nach einem sehr bekannten Sprichworte, noch niemand gereuet. Die Ursache davon ist leicht zu begreifen: Denn auf solche Art können wir hoffen, unsere Kinder groß zu sehen, und an ihnen in unserm Alter unsere Freude zu haben. Die Freude, die wir an den Kindern unsers Verstandes erleben, ist gewiß nicht geringer, als das Vergnügen, welches uns unsere

leibliche Kinder geben; und folglich handelt derjenige, der das Bücherschreiben bis ins Alter spahret, eben so thöricht, als ein Greis, der erst heyratet, wann er schon einen Fuß im Grabe hat. Wer dieses recht bedenket, der wird mit mir den Schluß machen, daß man schreiben müsse, wenn man noch jung ist, ut nosmet ipsi, wie Cicero sagt, vivi gloria nostra perfruamur. Die Zeit, wann man anfangen müsse, ist zwar so eigentlich nicht zu benennen; doch deucht mich, daß man einem Scribenten der 3 mal 7 Jahre alt ist, nicht vorwerfen könne, er habe zu jung angefangen; und hoffe, ein jeder, der weiß, was vor Geheimnisse in den Zahlen stecken, werde mir Beyfall geben. Ich behalte mir vor, dieses alles in einem eigenen Werke, zum Troste aller jungen Scribenten, weitläuftiger auszuführen, und versichere zum Beschluß den geneigten Leser, daß ich hinfort kein Papier und Dinte spahren, sondern durch Herausgebung der herrlichsten Werke ihn zu vergnügen, und mich in der Welt bekannt zu machen, nicht ermangeln werde. Die Werke aber,

welche ich theils unter Händen, theils zum Drucke fertig liegen habe, sind folgende:

1. Kurze und gründliche Anleitung, wie ein junger Mensch ohne allen Verstand und alle Wissenschaft gelehrt und berühmt werden könne. 8¼ Bog. 8.

2. Thraso, oder von dem anmuhtigen Geruche des Selbstlobes. 2 Bogen, 8.

3. Tiresias, oder Untersuchung der Frage: Ob der Vater oder die Mutter sich am meisten freue, wann der Sohn gelehrt ist? 4 Bog., 8.

4. Vorschlag zur Verbesserung der Manufacturen in Niedersachsen. 5½ Bogen, 8.

5. Vitrea fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar st. v. Anno 1732. auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzet. 4 Bog.

6. Neue Methode, die Jüden zu bekehren. 6½ Bogen, 8.

7. Das Leben des berühmten Poeten Bavius, 10 Bogen, 8.
8. Lob der Inquisition. 4 Bogen, 4.
9. Vorschlag zu Abkürzung der Processe. 6 Bogen, 4.
10. Das jämmerliche Ende des Ketzers Arrius in gebundener Rede: Mit Kupfern. 4 Bogen, 4.
11. Die Glückseligkeit der Rasenden. 8 Bog., 8.
12. Sammlung aller meiner Schriften. 2 $\frac{1}{3}$ Alphabet aufs höchste.

Vitrea fracta,

oder

des Ritters Robert Clifton

Schreiben

an einen gelehrten Samojeden,

betreffend

die seltsamen und nachdenklichen

Figuren,

welche derselbe

den 13. Januar st. v. 1732

auf einer

gefrornen Fensterscheibe

wahrgenommen.

Aus dem Englischen ins Deutsche

übersetzet.

Frankfurt und Leipzig,

1732.

VIRGILIUS.

. . . . juvat ire jugis, qua nulla priorum
Castaliam molli divertitur orbita clivo

Mein Herr!

Nimmer habe ich mich so sehr gefreuet, als da mir, zu Ausgang des vorigen Jahres, der Herr William Medley Dero vortreffliche Ode auf den Tod des Kaisers Peters des Ersten, samt Dero gelehrten Nachricht von dem Zustande der Insel Nova Zembla vor der Sündfluht, von Archangel aus zuschickte.

Ich bin zwar niemalen so leichtgläubig gewesen, daß ich alles für unstreitige Wahrheiten angenommen hätte, was die gemeinen Bücher von der Barbarey sagen, die in den Nordländern herrschen soll; noch weniger hat mir der hochmühtige Wahn vieler Landsleute gefallen wollen, die sich einbilden, daß aller Witz in den Gränzen unserer Insel eingeschlossen sey. Der Umgang, den ich, auf meinen ehemaligen Reisen, mit vielen gelehrten und scharfsinnigen Lapländern gehabt habe,

hat mich eines andern belehret: Allein das hätte ich mir doch nimmer träumen lassen, daß in einem Lande, welches man uns als eine Wüsteney, und als eine Wohnug der Ohim und Zihim beschreibet, ein Mann von so scharfem Verstande, und von so grosser Gelehrsamkeit, anzutreffen sey, als aus ihren Schriften hervor leuchtet.

In Spanien bildet sich der Pöbel ein, ein Ketzer sey ein Thier, das Hörner und Klauen hat. Unser Irrthum in Ansehung der Samojeden ist gewiß nicht kleiner gewesen. Kaum hat man bisshero geglaubet, daß ihr Vaterland von vernünftigen Creaturen bewohnet werde; so scheußlich hat man uns dessen Einwohner abgemahlet. Urtheilen Sie demnach, mein Herr, wie groß meine Verwunderung gewesen seyn müsse, als ich Dero herrliche Schriften gelesen.

Gewiß, mein Herr, ich bin erstaunet, daß ein Poet, der in einem so kalten Lande gebohren ist, in seinen Gedichten so viel Feuer zeigen könne, und muß bekennen, daß die Einfälle unserer Dichter, gegen die ihrigen zu rechnen, kälter sind, als alle Eisberge in der Meer-Enge Weygatz.

Sie schreiben so hoch und prächtig, als ein Araber, und ich wüßte keinen unter den Alten,

der ihnen gleich zu schätzen sey, als den Pindarus. Ich weiß nicht, ob sie denselben gelesen haben; das weiß ich, daß ihre vortreffliche Ode eben die Bewegungen in meinem Gemühte erreget, die ich spühre, wann ich diesen alten Griechen lese: Und einer meiner Freunde hat mir zugeschworen, er verstünde von ihrer Ode eben so viel, als vom Pindarus.

Ich glaube es ihm gerne, und bin versichert, daß alle unsere Gelehrten, die sich so klug dünken, und so geneigt sind, andere zu verachten, von Ihren Schriften nicht das Geringste verstehen. Ich habe noch keinen gesehen, der nicht Nase und Maul aufgesperret hätte, wann er von den herrlichen Nachrichten gehöret, die Sie uns von Nova Zembla geben. Wie groß wird nicht ihre Bestürzung seyn, wann sie des Herrn Medley vortreffliche Uebersetzung dieser gelehrten Geschichte erst lesen, und mit ihren Augen sehen werden, wie wenig Ursache sie haben, die nordischen Völker zu verachten. Ich wollte wünschen, daß sie dadurch bescheidener würden, und begreifen lerneten, daß ihr Wissen Stückwerk sey: allein ich weiß nicht, ob ich es hoffen kann. Wo fern ich unsere Gelehrten recht kenne, werden sie lieber alles,

was Sie uns von Nova Zembla erzehlen, für erdichtet ausgeben, als gestehen, daß sie es bishero nicht gewußt haben.

Ich werde mich dieser Sünde nicht theilhaftig machen; sondern allemal bekennen, daß ich aus ihren Schriften unglaublichen Nutzen geschöpfet habe. Ich werde es dem Herrn Medley, so lange ich lebe, Dank wissen, daß er mir Dero Bekanntschaft zuwege gebracht, und ein beständiger Verehrer ihrer Verdienst leben und sterben.

Diese Erklärung habe ich schon lange auf meinem Herzen gehabt, und auch bereits etliche mal die Feder ergriffen, mich derselben in einem Schreiben an Sie zu entledigen. Allein es hat mir bis auf diese Stunde nicht glücken wollen: Ich habe wohl dreymal angefangen; aber auch dreymal wieder ausgestrichen, was ich geschrieben hatte.

Es ist dieses an Leuten meiner Art etwas ungewöhnliches. Wir, die wir von den Spöttern armselige Scribenten betitelt werden, haben auch bey unsern Feinden den Ruhm, daß wir nicht lecker sind, und daß uns alles geräht, was wir anfangen Ich wüßte noch keinen von allen meinen Brüdern, der sich jemalen geschämet hätte,

etwas vorzubringen, so die leckere und verwöhnte Welt für läppisch hält, und ich selbst erkenne gar wohl, daß die Schamhaftigkeit eine Tugend sey, die mir und meines gleichen eben so schädlich ist, als einem Dürftigen. Ich erkenne dieses, sage ich, und bewundere die Vollkommenheit meiner Brüder. Ich muß aber zugleich meine Schwachheit gestehen: Ich streiche noch aus, und scheue das Urtheil derer, die sich klug dünken. Dieses ist das einzige, das meine Freunde an mir tadeln. Allein, ich bin nun so, und mein Schicksal will, daß ich mich mit dieser Unvollkommenheit schleppen soll.

Ich fühle am besten, wie beschwerlich es ist, und wer da wüßte, was mich bloß der Anfang dieses Schreibens vor Mühe gekostet hat, der würde ein Mitleiden mit mir haben. Als ich das erstemal die Feder ansetzte, fing ich folgender Gestalt an: „Nachdemmalen ich aus Dero Schriften ersehen, daß Sie ein feiner gelehrter Mann, habe ich nicht unterlassen wollen, diese geringe Zeilen an Sie abzulassen, und Sie unterdienstlich zu ersuchen, mir ihre höchst schätzbare Gewogenheit zu gönnen." Mancher von meinem Orden würde fortgefahren seyn: Allein ich stutzte, und

die Furcht es möchte mir eben so gehen, als jenem, der ein Danksagungsschreiben, an ich weiß nicht wen, fast auf gleiche Art angefangen hatte, machte, daß ich diesen Eingang, ohne alle Barmherzigkeit, wegstrich.

Ich fing darauf wieder von vorne an, und brachte, nach einem halbstündigen Grübeln, nachfolgendes zu Papier: „Gleichwie der Magnet das Eisen, ein Beutel voll Ducaten einen Geizigen, grosse Titel einen Hochmühtigen, die Hoffnung des Gewinns den Künstler, ein Glas Wein und hübsches Mädgen einen Wollüstigen, und ein geriebenes Stück Bernstein und Siegellack leichte Sachen an sich ziehet: also reisset mich, grosser Mecenat, Dero Vortreflichkeit zu Sie." Aber auch dieser Anfang wollte mir nicht gefallen; denn wie mir der erste etwas zu schlecht und bäurisch vorkam: so klang mir der andere comödiantenhaft. Ich strich ihn also gleichfalls weg, und befand mich in einem erbärmlichen Zustande. Da ich indessen den Muht nicht sinken ließ; sondern alle Kräfte meines geringen Verstandes anspannete, etwas taugliches zu Markte zu bringen: so ist es mir endlich gelungen, und ich hoffe, mein Herr, Sie werden aus dem, so ich bisher ge-

schrieben, die Grösse der Hochachtung, welche ich gegen Sie hege, zur Gnüge erkennen.

O wie glücklich wäre ich nun, wenn ich Witz genung besässe, dasjenige, was ich ihnen noch zu sagen habe, mit dem Eingange meines Schreibens, auf eine geschickte Art, zu verbinden! Abermal eitle Sorge, wovon meine vortreflichen Mitbrüder frey sind. Diese Herren sind über alle Regeln, und sehen es als eine unerträgliche Sclaverey an, wann ein Scribent gehalten seyn sollte, das, was er schreibet, allemal geschickt mit einander zu verknüpfen. Sie sprechen, dieses nehme viele Zeit weg, hemme den Lauf der Gedanken, und mache, daß manchmal die besten Einfälle verlohren giengen. Sie haben recht; aber ich mag mich doch dieser Freyheit nicht bedienen: Nicht aus Besorge, daß Sie, mein Herr, es mir übel nehmen möchten. Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß man es in ihrem Lande so genau nicht nimmt: Allein ich fürchte nur die giftigen Zungen unserer überklugen Gelehrten.

Ein geschickter Kopf dieser Insel schrieb neulich einen gelehrten Brief an einen gewissen Lord über das bekannte: Stultorum plena sunt omnia; und fing, nachdem er sich die Gnade dieses Herrn

in einem wohl ausgesonnenen Eingange ausgebeten hatte, die Abhandlung seiner Materie auf folgende Art an: Dantur autem stulti varii generis. Mein Gott! wie hat man nicht über dies *dantur autem* gespottet. Aus keiner andern Ursache, als weil man den Zusammenhang dieser Worte mit dem vorhergehenden Compliment nicht einsehen konnte.

Mein Brief ist eben der Art, als derjenige, von welchem ich rede. Ich schreibe ihn nicht an Sie allein; sondern zugleich an die ganze Welt. Er wird gedruckt, und von jedermann gelesen. Nun ist dieses zwischen Ihnen und andern Lesern der Unterschied, daß ich Ihnen ein Exemplar auf Schreibpapier zuschicke, das sauber eingebunden, und auf dem Schnitt vergüldet ist; andere aber, wenn sie eines haben wollen, ihren Beutel aufthun müssen. Wie würde es mir also nicht ergehen, wenn ich, nachdem ich Sie meiner Hochachtung Sie gegen versichert, plötzlich zufahren und sagen wollte: „Die Figuren aber, die ich auf der gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen habe, sind seltsam und wunderbar!" Ja würden Sie selbst, mein Herr, nicht gedenken: Was will der Kerl?

Damit ich nun weder Ihnen noch andern

Anlaß geben möge, über meinen Vortrag zu lachen: so will ich versuchen, ob es nicht möglich sey, von der Versicherung meiner Hochachtung auf meine gefrorne Fensterscheibe zu kommen, ohne einen so gefährlichen Sprung zu thun, als der erwehnte Scribent in seinem Schreiben an einen Lord gethan hat; und habe demnach die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich, um Ihnen noch deutlicher zu erkennen zu geben, wie hoch ich Sie schätze, mir die Freyheit nehmen wollen, meine wenigen Gedanken über eine gefr-rne Fensterscheibe Ihrer Beurtheilung zu unterwerfen.

Sie werden sich vielleicht wundern, mein Herr, daß ich eine so gemeine und nichtswürdige Sache zu einem Gegenstand meiner Betrachtungen erwählet. Eine gefrorne Fensterscheibe, werden Sie denken, ist eine gefrorne Fensterscheibe: Was kann ein solcher Quark an sich haben, so das Nachsinnen eines vernünftigen und gelehrten Mannes verdiene? Aber, mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Gemühte führe, wie keine Sache so geringe sey, daß ein Kluger nicht Gelegenheit finden sollte, darüber nützliche Betrachtungen zu haben. Eine Laus ist ein verächtlich Thier, schimmelicht Brodt fressen auch die Hunde nicht,

und es ist kein Bauer so einfältig, daß er nicht wissen sollte, was ein Strohhalm sey. Aber dennoch haben kluge und geschickte Männer diese geringscheinende Sachen ihrer Betrachtung nicht unwürdig geschätzet. Ja sie haben sich nicht begnüget, dieselben mit blossen Augen anzusehen; sondern so gar die Vergrösserungsgläser zu Hülfe genommen: und, was noch mehr ist, zu keinem andern Ende die Kunst, diese Gläser zu verfertigen, durch viele Mühe und langes Nachsinnen, zu einer so grossen Vollkommenheit gebracht, als, um dadurch die Betrachtung solcher Kleinigkeiten zu erleichtern. Sie kennen den berühmten Lewenhoeck; Sie haben von Swammerdam gehöret. Was haben diese Männer nicht vor schöne Sachen entdecket? Haben sie aber wohl einen Wurm, das verächtlichste unter allen Geschöpfen, übrig gelassen, den sie nicht hinten und vorne betrachtet, und uns nach allen Theilen beschrieben?

Aber was bemühe ich mich viel, mein Verfahren zu rechtfertigen? Belieben Sie nur den Abriß meiner gefrornen Fensterscheibe anzusehen: Ich bin versichert, Sie werden über die seltsamen Figuren erstaunen, und gestehen, daß die Natur, so viel wir wissen, noch niemalen etwas hervor

gebracht hat, das mit selbigen zu vergleichen wäre. Sie wohnen in einem Lande, da die Kälte so strenge ist, als an einem Orte in der Welt; aber erinnern Sie sich dergleichen gesehen zu haben? Ich will eben nicht sagen, daß die Natur bey Ihnen nicht eben so spiele, als bey uns. Ich glaube gerne, daß, wer sich die Mühe geben wollte, ihre Eisberge zu durchsuchen, viele sonderbare Entdeckungen machen könnte: Allein es gehet Ihnen und ihren Landesleuten, wie allen andern Menschen. Wir achten nicht auf das, was wir täglich sehen, und bewundern nur, was selten ist. Selbst bey uns, da die Kälte kaum einige Monate anhält, herrscht eine unglaubliche Nachläßigkeit in Untersuchung der Wirkung des Frostes; und ich zweifele nicht, daß viele meiner Landsleute mich auslachen werden, daß ich aus einer gefrornen Fensterscheibe so viel Wesens mache.

Aber ich will diesen Herren rahten, daß sie nicht so laut lachen, daß ich es höre. Ich werde sie fragen: Was dann die Kleinigkeiten, darüber sie ganze Bücher schreiben, wohl sonderbares an sich haben? Wie durchwühlen sie nicht unser Ufer, um ein Steinchen zu finden, das wehrt ist, in Kupfer gestochen, und seiner Seltenheit wegen

umständlich beschrieben zu werden? Ich tadele ihre Bemühung nicht. Sie thun es, wie sie vorgeben, zu Gottes Ehren; sie wollen die Menschen zur Bewunderung der göttlichen Weisheit aufmuntern. Ihr Zweck ist löblich; aber sie werden dann auch so gütig seyn, und mir erlauben, daß ich zu eben dem Ende meine Betrachtungen über Dinge anstelle, die ich derselben würdig achte.

Meine gefrorne Fensterscheibe ist gewiß so beschaffen, daß alle ihre schöne Raritäten, und alles, was sie darüber schwatzen und schreiben, gegen dieselbe und meine Betrachtungen, aufs bescheidenste davon zu reden, eitel Kinderspiel und Thorheit ist. Man sehe nur ihre wunderbaren Steine und andere schöne Sachen an: so wird man finden, daß die Einbildungskraft des Beschauers der Natur zu Hülfe kommen müsse, um die Figuren hervor zu bringen, welche der sinnreiche Naturkündiger, der sich breit damit macht, darauf entdecket. Gewiß, viele dieser Seher gemahnen mich nicht viel anders, als die Bauern, die beym Untergange der Sonne oft streitende Kriegesheere, Türkenköpfe, Thiere, und ich weiß nicht was in den Wolken erblicken. Denn wie diese Heere, diese Köpfe, diese Thiere nur in dem Gehirne

des phantasirenden Bauern zu finden sind: so haben auch die meisten Seltenheiten unserer Forscher ihren Grund in einer starken, und von einer unbändigen Begierde, Wunderdinge zu erzehlen, in Unordnung gebrachten Einbildungskraft. Und wenn dann ja die seltenen und wunderbaren Figuren, so man der Welt zur Bewunderung darstellet, wirklich ausser der Phantasie des Naturkündigers vorhanden sind: so sind sie doch gemeiniglich so klein, daß man nohtwendig ein Vergrösserungsglas gebrauchen muß, wofern man sie sehen will. Hiedurch aber wird alles wunderbare, das man darinn findet vernichtet. Denn es ist keine Sache in der Welt, an welcher man, wenn man sie durch ein Vergrösserungsglas betrachten will, nicht Dinge entdecken sollte, die einem, der diese Sache niemals anders, als mit dem blossen Auge, angesehen hat, nohtwendig fremd und seltsam scheinen müssen.

Meine Fensterscheibe ist vor solchen Vorwürfen sicher. Die Figuren, womit sie von der spielenden Natur gezieret ist, sind deutlich, und man braucht nicht mehr, als seine Augen aufzuthun, wenn man dieselbe sehen will. Sie sehen darauf, mein Herr, in der Mitte ein Menschenangesicht

auf dessen Stirne die Zahl 666 sich deutlich zeiget. Das Haupt ist mit einer Art von Mützen gezieret, die anfangs immer spitzer wird; endlich aber sich zu beyden Seiten, als eine Flagge, ausbreitet, in deren Mitten ein halber Mond zu sehen, welcher zur Rechten und Linken mit Caracteren umgeben ist, die den arabischen und malabarischen Buchstaben ähnlich sind. Um den Hals ist ein doppelter Kragen; auf der Brust siehet man ganz deutlich ausgedruckte hebräische Buchstaben, und der zu diesem Gesichte gehörige Cörper läuft unterwerts immer spitzer zusammen, und gewinnet endlich fast die Gestalt eines Fischschwanzes. Zu beyden Seiten des Kopfes sehen Sie zweene förmliche Sterne. Sie sehen ferner auf meiner Fensterscheibe Cometen, Donnerkeile, chymische Zeichen, magische Caracteren, lateinische Buchstaben, Zahlen, Gesichter, Blumen, Bäume, ein vierfüßiges Thier mit einem menschlichen Antlitze, Bockshörnern und einem Katzenschwanz, des Neptuns Dreyzack, den Jupiter mit zween Trabanten, die Jahrszahl, eine förmliche Vestung, musicalische Noten, und ich weiß nicht was für andere seltsame Figuren mehr. Mich deucht, eine solche Fensterscheibe ist wehrt, daß man sie bewundere;

sie ist geschickt, allen guten Gemühtern zu erbaulichen Gedanken Anlaß zu geben, und ich scheue mich nicht zu sagen, daß, wer dadurch nicht gerühret wird, ein vollständiger Atheiste sey.

Wenn ich dem Exempel unserer neuen Naturkündiger folgen wollte: so könnte ich hier schliessen, und Sie Gott befehlen. Diese Herren haben die Gewohnheit, daß sie sich begnügen, von einem künstlich gebildeten Steinchen, oder einer andern dergleichen Rarität ihrem Leser eine magere Beschreibung zu geben, sich darauf von ihm zu beurlauben, und ihre Schrift mit einem andächtigen Seufzer zu beschliessen. Allein ich schäme mich, es eben so zu machen, und halte mich schuldig, Ihnen meine Gedanken über die Wunder mitzutheilen, die ich entdecket habe.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden es mir zu gute halten, wenn ich es, über Verhoffen, nicht allemal treffen sollte. Ich schreibe von einer Sache, darann vor mir kein Mensch gedacht hat. Ich habe also keinen Vorgänger, den ich ausschreiben könnte. Ich muß alles, was ich schreibe, aus meinem Kopfe nehmen. Dieses ist mühsam, und ein Scribent, der sich in solchen Umständen befindet, verdienet, daß man Geduld mit ihm hat.

Es giebt sehr wenige, die dieses erkennen, weil es wenige giebt, die wissen, was es sey, aus seinem eigenen Kopfe zu schreiben. Die meisten wählen ihnen solche Materien, von denen andere bereits alles gesagt haben, was zu sagen ist. Ich preise solche Scribenten glücklich. Ich lobe sie; aber ich bitte sie auch hergegen zu bedenken, daß es mich weit mehr Mühe kosten müsse, vier oder fünf Zeilen zu schreiben, als es sie kostet, ganze Bogen zu beklecken. Nichts ist leichter, als nachbeten, was mir ein anderer vorsagt. Schreibe ich z. E. von einem Sternsteine, so wollte ich bald fertig werden. Ich könnte nur sagen, man finde solche Steine an unterschiedenen Orten. Der und der habe dieses und jenes davon geschrieben, und ich hätte nichts mehr zu sagen, als daß ich auch einen gefunden hätte, der so und so aussähe. Ich könnte, wenn dieses noch nicht genug, hinzusetzen, was man von den Wirkungen und Kräften eines solchen Steines saget, und durch Anführung vieler Scribenten, deren keinen ich mit Augen gesehen, vielweniger gelesen, mir den Ruhm eines gelehrten und belesenen Mannes erwerben.

Diese Art zu schreiben ist so leicht, daß ich mir getraue, von meinem Hunde, der sonderlich

artig gezeichnet ist, ein feines Werkgen zu schreiben, wenn ich es so machen wollte. Denn das es viele bunte Hunde gebe, das ist bekannt, daß ich auch einen habe, das ist gewiß; dieser aber ist andern bunten Hunden vollkommen nicht ähnlich. Wenn ich dieses sagte, und dabey mein Hündchen in Kupfer stechen liesse: so wäre mein Büchlein fertig.

Aber es ist mir wohl verboten, diesen leichten und lustigen Weg zu wandeln, wenn ich auch gleich Lust dazu hätte. Gefrorne Fensterscheiben, die so viele Seltenheiten in sich fassen, als die meinige, sind nicht so gemein, als ein Sternstein und bunte Hunde.

Ich bin der erste, der davon schreibt. O was wird es mich nicht vor Mühe und Nachdenken kosten, mein wichtiges und nützliches Vorhaben so auszuführen, daß ich Ehre davon habe! Ich bin schuldig, falls ich mich um diejenigen rechtschaffen verdient machen will, die etwan, durch mein Beyspiel aufgemuntert, nach diesem von ebē dieser Materie schreiben werden, alles zu sagen, was gesagt werden kann, damit ihnen ihre Arbeit desto leichter werde, und ich das Vergnügen haben möge, die trostreichen Worte: Vid. Doctissimus Robertus Cliston, magnum illud Angliae Sidus,

auf allen Seiten ihrer Schriften zu lesen. Die blosse Vorstellung dieses Vergnügens versüsset mir meine Arbeit, und machet, daß ich alle Schwierigkeiten verachte.

Magnum opus aggredior, sed dat mihi gloria vires.

Ich wende mich demnach, ohne fernere Weitläuftigkeit, zur Sache selbst, und werde die Ehre haben, Ihnen sowohl meine wenigen Gedanken von den Figuren meiner Fensterscheibe zu eröffnen, als auch zu sagen, was andere davon geurtheilet haben. Denn, mein Herr, Sie können leicht gedenken, daß ich über eine Sache von der Wichtigkeit, Leute, die gelehrter, als ich, zu Rahte gezogen. Als Nebucadnezar einen bedenklichen Traum gehabt hatte, und sein Sohn Belsazer die unbekannte Schrift an seiner Wand nicht lesen konnte, wurden alle Weisen und Chaldäer zusammen gerufen. Nun will ich eben meine gefrorne Fensterscheibe nicht mit dem Traume und der Schrift vergleichen, wodurch diese beyden Monarchen so verwirrt gemacht worden, und wenn Sie wissen wollen, wie mir zu Muhte gewesen, als ich den 13ten Jenner des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr meine wunderbare Fensterscheibe zuerst erblickte:

blicket so kann ich Ihnen meinen Zustand nicht besser beschreiben, als wenn ich sage, daß ich eben so bestürzt gewesen, als Belsazer.

Ich ließ demnach alle Weisen und Gelehrten, die ich kannte, zu mir bitten, und wenn ich einen Zauberer zu finden gewußt hätte, würde ich nicht ermangelt haben, auch denselben um Raht zu fragen. Sie fanden sich in ziemlicher Anzahl ein, und ich legte ihnen einen Abriß von meiner Fensterscheibe vor. Nachdem sie nun die seltsamen Figuren wohl betrachtet, und sich höchstens darüber gewundert hatten, fieng der D. Bromley, ein Mann von ziemlicher Gelehrsamkeit, aber auch von sehr wunderlichen Einfällen, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit an, zu behaupten, die Bilder auf meiner gefrornen Fensterscheibe wären prophetisch und voller Geheimnisse.

Er wisse wohl, setzte er hinzu, daß unsere Kirche nicht viel von neuen Offenbarungen halte: allein er wisse auch, daß sie dieses nur in Ansehung der Lehrpuncten thäte, und gerne zugebe, daß Gott auch noch heutiges Tages das zukünftige Schicksal seiner Kirche gewissen Leuten offenbaren könne. Es sey, fuhr er fort, offenbar, daß meine gefrorne Fensterscheibe eben zu solchem Ende

mit so lehrreichen Bildern gezieret worden. Er bat die ganze Gesellschaft, ihm zu sagen, ob das in der Mitte befindliche Gesicht mit der hohen Mütze wohl etwas anders, als das Bild der grossen Hure, seyn könne? Die Zahl des Thieres, die an der Stirn dieses Bildes so deutlich zu sehen, könne, sprach er, auch den Hartnäckigsten von dieser Wahrheit überführen.

Der halbe Mond bedeute den Türken, und daß die Flagge, auf welcher derselbe zu sehen, mit der hohen Mütze zusammen hänge, sey nicht von ungefehr gekommen; sondern, um anzudeuten, daß die beyden Antichriste in der Verfolgung der Gläubigen mit einander überein kämen. Daß nun über das Pabstthum sowohl, als über das türkische Reich ein schweres Gericht ergehen werde, könne man aus dem Cometen und Donnerkeil, zweyen deutlichen und unstreitigen Zeichen des göttlichen Zornes, schliessen. Die Zeit aber, wann dieses Gericht werde vollzogen werden, sey so deutlich bemerket, daß man desfalls nicht den geringsten Scrupel haben könnte, denn die Jahrszahl 1732 lasse sich unten in der Ecke zur Linken so deutlich lesen, daß derjenige ganz verstockt und verblendet, seyn müßte, der noch daran zweifeln

wollte, daß noch vor Ablauf dieses Jahres der Antichrist in Orient und Occident fallen werde. Es sey überdem die Jahrszahl so artig gesetzet, daß man sich nicht genug darüber wundern könnte. Denn wenn man die Zahlen, so wie sie unter einander stünden, zusammen setzte: so kämen die beyden Jahrhunderte heraus, in welchen das Pabstthum unter dem rüchtigen Hildebrand aufs höchste gestiegen, und der Lügenprophet Mahomet aufgestanden.

Die übrigen Figuren, fuhr er fort, würden unstreitig auch ihre Bedeutung haben, die, wenn sie bekannt wäre, seine Erklärung ungemein bekräftigen würde: Allein, gleichwie viele Weissagungen der Art wären, daß sie durch nichts, als durch den Erfolg, verständlich würden: so müsse man auch die Erklärung der übrigen Figuren meiner Fensterscheibe so lange aussetzen, bis das, was durch selbige vorher verkündiget, wirklich geschehen sey. Doch, was die Noten anlange, wolle er uns nicht verhalten, wie er für seine Person feste versichert sey, daß, gleichwie auf der ganzen Fensterscheibe der Fall Babels vorher verkündiget werde, also die Noten nichts anders, als das Triumphlied der Gläubigen, andeuten sollten.

Die ganze Versammlung schüttelte die Köpfe zu dieser wunderlichen Erklärung; aber was dann eigentlich die seltsamen Figuren bedeuten sollten, darüber konnte sie sich nicht vergleichen. Der eine fand darinn die Ueberfahrt des Don Carlos nach Italien; der andere die Unruhe in Corsica; der dritte, ein Eidwegerer, das Schicksal des Prätendenten; der vierte, ein Mathematicus, behauptete, wenn man die auf meiner Fensterscheibe befindliche Zahlen, auf eine gewisse Art, mit einander vermehrte und theilte: so würde man die quadraturam circuli finden. Diesem widersprach der fünfte, und suchte uns zu überreden, daß in den Zahlen eine schöne Anleitung zu Erfindung des Steins der Weisen stecke. Er meinte, wer die Zahlen 1234567890 auf alle mögliche Arten versetzte, und die Summe, so alle diese Versetzungen, zusammen genommen, ausmachten, mit 666 ver- vermehrte, und darauf mit 96 theilte, der würde seine Zeit nicht übel anwenden. Der sechste sprach hierauf lächelnd: Meine Herren, ich wundere mich, daß keiner von ihnen der hebräischen Buchstaben gedacht hat, die recht mitten auf der Fensterscheibe zu sehen sind. Wer da einsiehet, was diese Buchstaben sagen wollen, der verstehet alle

übrigen Figuren. Ich getraue mir, durch Hülfe der Cabbale, hinter den wahren Verstand dersel- ben zu kommen: Allein, dieses erfordert viel Nachsinnen, und es ist hier der Ort nicht, viel davon zu reden. Aber auch dieser fand kein Ge- hör; sondern ein jeder meinte, seine Erklärung sey die beste, und lachte die andern aus.

Auf solche Art zankten sie sich eine geraume Zeit mit einander, und ich dachte bey alle dem Geplaudere: Fecistis probe incertior sum mul- to quam dudum. In dieser Ungewißheit sagte ich zu dem Ritter Cockburn, der noch seinen Mund nicht aufgethan hatte: Sie sehen, mein Herr, wie scheinbar ein jeder dieser Herren seine Mei- nung vorträgt, und daß es ihre Schuld nicht ist, wenn ich mir nicht einbilde, daß ich einer hohen Offenbarung gewürdiget worden. Sagen sie mir, wie bin ich daran? und wer hat, nach ihrer Mei- nung, Recht? Keiner, war seine Antwort: denn die Figuren auf ihrer Fensterscheibe sind zufälliger Weise entstanden, und bedeuten nichts; hat aber ja die Natur eine Absicht gehabt: so ist es keine andere, als den verworrenen Zustand des Gehir- nes vieler Gelehrten abzubilden, die sich nicht schämen, mit der grössesten Ernsthaftigkeit die elen-

desten Grillen vorzubringen. Dieser kurze und nachdrückliche Ausspruch endigte alle unsere Betrachtungen, und ein jeder gieng hin, wo er hergekommen.

Als ich mich nun allein befand, wiederholete ich in Gedanken alles, was geredet worden; und ob ich zwar wenig Trost darinnen fand: so lernete ich doch so viel daraus, daß die Gedanken, welche die Gelehrten über eine dunkele Sache wachend haben, den Träumen der Schlafenden nicht ungleich. Denn, gleichwie diese ihren vornehmsten Grund in den Verrichtungen des vorigen Tages haben: so findet ein Gelehrter dasjenige, worauf er seine Gedanken vornehmlich zu richten gewohnet ist, allenthalben.

Ich fassete also den Entschluß, mich an alle diese wachende Träumer nicht zu kehren; sondern zu versuchen, ob ich nicht durch eigenes Nachsinnen der Natur hinter die Künste kommen, und die wahre Ursache der wunderbaren Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe ergründen könnte.

Die Mühe, so mich diese Untersuchung gekostet hat, ist gewiß groß gewesen; aber sie ist mir auch durch die vortreffliche Entdeckung, die ich gemacht habe, mehr als doppelt belohnet wor-

den. Ein jeder, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben, daß ich gar nicht prahlhaft bin. Ich halte von mir mäßiglich, und habe mich ausser dem Nohtfall, noch niemalen selbst gelobet. Ich will es auch jetzo noch nicht thun, in der festen Hoffnung, daß Sie, mein Herr, meine Scharfsinnigkeit erkennen werden, ohne daß ich nöhtig habe, mit Hindansetzung der mir angebohrnen Sittsamkeit, Ihnen die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der von mir entdeckten neuen und nützlichen Wahrheiten anzupreisen. Die That mag für mich reden; und wofern sie jemalen etwas gehöret und gelesen haben, das mit den tiefsinnigen Gedanken, die ich über meine gefrorne Fensterscheibe gehabt habe, nur einigermaßen in Vergleichung zu ziehen ist: so gebe ich Ihnen die Freyheit, inskünftige nichts von mir zu halten.

So bald demnach die Gesellschaft, die ich bey mir gehabt, aus einander gegangen war, fieng ich an zu grübeln; nicht zwar, was doch die seltsamen Figuren meiner Fensterscheibe vor Geheimnisse in sich fassen möchten: denn diesen Wahn, daß die Figuren etwas sonderliches zu bedeuten hätten, hatte mir der Ritter Cockburn schon genommen; sondern nur, woher dieselben entstanden?

Ich wußte, daß nichts ohne Ursache geschicht, und daß also auch ein zureichender Grund vorhanden seyn müßte, warum die Figuren meiner Fensterscheibe so wunderbar geworden. Ich bilde mir ein, daß ich diesen Grund entdecket habe.

Sie wissen, mein Herr, daß die Fenster nur frieren, wann es sehr kalt ist, und daß sie nicht frieren, als in einem Zimmer, das bewohnet und geheizet wird. Die Ursache davon ist diese, weil eine warm gemachte Stube mehr Ausdünstungen hat, als ein Zimmer, das nicht geheizet wird. Ich setze demnach voraus, daß das Eis, welches wir zur Winterszeit an den Fenstern wahrnehmen, von nichts anders, als von den Ausdünstungen der in dem Zimmer befindlichen Cörper, entstehet. Es ist keine Zeit des Jahres, da nicht solche Ausdünstungen vorhanden; aber bey gelindem und warmen Wetter bleiben sie unsichtbar, weil nichts ist, das ihre Ausbreitung und Verfliegung verhindert. Sie zerflattern also in der Luft, ohne daß wir derselben anders, als etwan durch den Geruch, gewahr werden. Im Winter aber, wann die Kälte groß ist, können sie sich nicht so ausbreiten. Sie suchen zwar dann sowohl, als sonst, eine Oeffnung; aber die Kälte verwehret

ihnen den Ausgang. Zurücke können sie nicht: so müssen sie also nohtwendig an den Fenstern sitzen bleiben. Ist nun die Kälte draussen mäßig, so erblicken wir sie in der Gestalt eines Wassers, und es heißt, die Fenster schwitzen. Ist es aber sehr kalt, so verlieret das Wasser, durch die gewaltsame Zusammendrückung, seine Flüßigkeit und aus dem Schweisse der Fenster wird ein förmliches Eis.

Da nun also dieses Eis aus den Ausdünstungen der in einem Zimmer befindlichen Cörper entstehet: so ist es klar, daß man alles, was an diesem Eise merkwürdiges ist, aus den Ausdünstungen, woraus es entstanden, erklären müsse.

Die Ausdünstungen sind nicht alle einer Art; sondern, nach Beschaffenheit der Cörper, unterschieden. Es muß also das aus selbigen an den Fenstern entstehende Eis, nach dem Unterscheid der Ausdünstungen, auch unterschiedene Gestalten bekommen; und folglich ist der Grund aller Figuren, die man auf einer Fensterscheibe sehen kann, in dem Unterscheid der Ausdünstungen zu suchen.

Meine Fensterscheibe ist auch eine Fensterscheibe, und mit gewissen Figuren bemahlet. Wenn ich also wissen will, warum diese Figuren so, und

nicht anders, geworden sind: so muß ich nohtwendig auf ihren Ursprung zurück gehen, und untersuchen, wie die Ausdünstungen beschaffen gewesen, aus welchen sie entstanden sind.

So dachte ich, mein Herr, und diese Gedanken reuen mich noch nicht. Denn wie einfältig sie auch, beym ersten Anblick, scheinen: so sind doch die Folgen, die ich ganz ungezwungen daraus gezogen habe, so herrlich, so vortrefflich, so nützlich, daß ich es nicht aussprechen kann. Nachdem ich diesen Grund geleget hatte, war es mir leicht, hinter die Wahrheit zu kommen.

Ich hatte den Tag vorher eine grosse Gesellschaft gelehrter Leute von allerhand Art bey mir gehabt. In einer solchen Gesellschaft wird gemeiniglich viel geredet. Ich gerieht also auf die Gedanken, daß der Athem dieser gelehrten Versammlung ein grosses zu den wunderbaren Figuren meiner Fensterscheibe beygetragen habe, wo nicht gar die einzige Ursache derselben gewesen sey; und diese Gedanken kamen mir um so viel gegründeter vor, je unstreitiger es ist, daß die stärkste Ausdünstung des menschlichen Cörpers durch den Athem geschiehet. Die Ausdünstungen aber der in einem Zimmer befindlichen Cörper sind die Ursache,

warum die Fenster bey kaltem Wetter mit Eis beleget werden.

Ich hatte also glücklich entdecket, was es vor Dünste gewesen, welche verursachet, daß meine Fenster gefroren. Aber darum wußte ich noch nicht, woher die seltsamen und nachdenklichen Figuren entstanden. Ich mußte also weiter nachsinnen: Sollte nun meine Mühe nicht vergeblich seyn, so war es nöhtig, daß ich die Natur der Ausdünstungen, die den Stoff zu den seltsamen Figuren meiner Fensterscheibe abgegeben hatten, genauer untersuchte. Ich that es, und befand, daß diese Ausdünstungen in dem Athem der in meiner Stube versammleten Gelehrten bestanden; daß dieser Athem größtentheils von ihnen gegangen sey, wann sie gesprochen, um ihre Gedanken auszudrücken. Aus diesen unstreitigen Wahrheiten machte ich folgenden Schluß, denn ein jeder, der fähig ist, von der Stärke und Schwäche eines Beweises zu urtheilen, nohtwendig für bündig und unumstößlich erkennen muß.

Unsere Gedanken sind Bilder der Dinge, so ausser uns sind: Die Worte, die wir sprechen, sind Bilder unserer Gedanken. Sprechen ist nichts anders, als den Athem auf eine gewisse Art von

sich lassen. Der Athem bestehet in gewissen Ausdünstungen. Folglich sind die Worte, die wir sprechen, nichts als Ausdünstungen unsers Cörpers. Da nun aber die Worte Bilder unserer Gedanken, und die Gedanken Bilder der Dinge, die ausser uns sind: so sind auch die Ausdünstungen unsers Mundes, wann wir sprechen, Bilder der Dinge, die ausser uns sind. Wann nun diese Ausdünstungen, durch die Kälte zusammen gedrücket, sichtbar werden: so werden auch die Gedanken, deren Bildniß diese Ausdünstungen vorstellen, sichtbar. Werden die Gedanken sichtbar; so müssen wir auch nohtwendig die Bilder der Dinge, die ausser uns sind, und von welchen wir reden, in diesen sichtbar gewordenen Ausdünstungen erblicken. Q. E. D.

Nach dieser tiefsinnigen Betrachtung war mir alles auf meiner Fensterscheibe klar und deutlich. Ich erinnerte mich der geführten Reden und war also im Stande, fast von einer jeden Figur meiner gefrornen Fensterscheibe eine gründliche Ursache zu geben.

Wir hatten von der Mathematik, Astronomie, Chymie, und Mythologie, von der hebräischen, arabischen, chinesischen und malabarischen Spra-

che, vom Festungsbau, von Cometen, von Donner und Blitz, und ich weiß nicht, von wie viel andern Dingen geredet. Der D. Bromley, der in den Figuren meiner Fensterscheibe so hohe Geheimnisse gefunden, hatte uns eine lange Stelle aus seiner Erklärung der Offenbarung Johannis vorgelesen, in welcher von der grossen Hure, die auf den Wassern sitzet, und von der Zahl des Thiers gehandelt wurde.

Alle diese schöne Raritäten sehen Sie auf meiner gefrornen Fensterscheibe. Zwar in ziemlicher Unordnung; aber dieses ist kein Wunder: ich wundere mich vielmehr, daß eine solche Menge Ausdünstungen von so unterschiedener Art nicht noch auf eine wunderlichere und verwirrtere Weise vermischet werden. Es ist meines Bedünkens, noch ziemlich ordentlich hergegangen, und ausser dem Thiere mit dem Menschenkopf, den Bockshörnern und dem Katzenschwanze, wüßte ich keine einzige Figur auf der ganzen Fensterscheibe, deren Ursprung ich nicht erklären wollte. Vielleicht ergründe ich auch noch, woher dieses Thier entstanden. Da es mir mit meiner Fensterscheibe so weit gelungen ist, so verzage ich an nichts.

Es ist mir schon mit den musicalischen Noten

so gegangen. Anfangs wußte ich in der That nicht, was ich daraus machen sollte. Ich erinnerte mich nicht, daß wir von der Musik geredet hatten, und wunderte mich also ungemein, wo diese deutlichen Noten hergekommen. Endlich fiel mir bey, daß ein Sänger aus der Opera, der mit einem von der Gesellschaft, welcher ein Poete war, etwas zu reden, gehabt hatte, auf einige Minuten in meiner Stube gewesen war. Da verschwand meine Verwunderung, und ich bin gewiß versichert, daß man die Ursache dieser Noten in diesem Sänger suchen muß. Es sey nun, daß er mit dem Poeten, ohne daß ich es gewahr worden, von der Musik geredet, oder daß die Ausdünstungen seines Cörpers überhaupt so harmonisch gewesen, daß sie nicht anders, als in der Gestalt des Anfangs einer Arie, sichtbar werden können. Ich will mir darüber den Kopf nicht zerbrechen; sondern zu wichtigern Dingen schreiten.

Den D. Bromley *), der, als ein Geistlicher, keinen Widerspruch vertragen kann, und insonder-

*) Es ist wirklich ein D. Bromley in Engeland, der über die Offenbarung Johannis geschrieben hat; welches ich aber zu der Zeit, als ich dieses schrieb, nicht wußte.

heit in seinen Erklärungen der Offenbarung Johannis eben so verliebt ist, als der bekannte Jurieu war, hat es sehr geschmerzet, daß ich die Figuren meiner gefrornen Fensterscheibe aus natürlichen Ursachen zu erklären gesucht, und dadurch die vortrefflichen und erbaulichen Gedanken, die er darüber gehabt hat, umgestossen habe. Er hat sich demnach bemühet, meine Erklärung lächerlich zu machen.

Sie werden sehen, mein Herr, daß alles, was er zu dem Ende gesagt, nichts heisse: Aber die Aufrichtigkeit, die ich in der Untersuchung meiner Fensterscheibe bisher gewiesen habe, erfordert, daß ich Ihnen auch von den Einwürfen, die man mir gemacht hat, Nachricht gebe.

Er frug mich neulich ganz höhnisch: Warum dann, wenn die Figuren meiner Fensterscheibe bloß von dem Athem der in meiner Stube versammleten Gelehrten entstanden, nicht alle Fenster so bemahlet worden? Und was dann die einzige Scheibe sonderbares an sich gehabt habe, wesfalls alle die gelehrten Ausdünstungen sich auf derselben versammlet? Ich antwortete ihm kürzlich: Es sey darum geschehen, weil sie zerbrochen gewesen. Denn da die Luft den stärksten Zug nach

der in der Fensterscheibe befindlichen Oeffnung gehabt: so sey es kein Wunder, daß alle Ausdünstungen mit dahin gerissen worden; und weil nun wegen der Menge der Dünste ein Gedränge entstanden: so sey es gar was Natürliches, daß ein gut Theil derselben zurücke bleiben müssen; und zwar eben auf der zerbrochenen Fensterscheibe, als zu welcher sie sich alle gedrungen, und also auch sonst nirgends, als auf derselben, die Verwandelung leiden können. Ich erläuterte das, was ich gesagt hatte, mit dem Gedränge einer Menge Volks, das zu einer Thür hinaus will, und der gute D. Bromley verstummete.

Sonst hat niemand wider meine Erklärung etwas einzuwenden gehabt: Und wie wäre es auch möglich, da sie so gründlich ist? Mich deucht, ich habe mit unwidertreiblichen Gründen dargethan, daß die Figuren meiner Fensterscheibe von dem Athem der in meiner Stube versammleten Gelehrten entstanden. Und dieses ist eine Entdeckung, die nicht nur ganz neu, sondern auch von so grosser Nutzbarkeit ist, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden achte, noch bey gegenwärtiger Parlamentsversammlung Ihro Majestät unserm allergnädigsten Könige sowohl, als den bey-

den

den Häusern, dieselbe im Vertrauen bekannt zu machen. Ich werde dadurch die Pflichten eines wohlgesinneten Bürgers erfüllen, und mich um meine Nation, ja um die ganze Welt, unsterblich verdient machen.

Lachen Sie nicht, mein Herr! Ich rede die Wahrheit: Und wenn Sie nur belieben, der Sache ein wenig nachzudenken, werden Sie befinden, daß kein besserer Vorschlag zu glücklicher Entdeckung aller wider die Regierung, und die Ruhe eines Landes geschmiedeten Anschläge könne erdacht werden, als derjenige ist, den ich zu thun willens bin. Denn da die Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe so augenscheinlich zeigen, daß man alles, was zu Winterszeiten, wann es stark frieret, in einem Zimmer vorgegangen, und geredet worden, aus den gefrornen Fenstern lesen kann: so, deucht mich, wäre es eine heilsame Sache, wenn es der Regierung gefallen wollte, zu verordnen, daß zu solchen Zeiten alle Morgen die Fenster in allen verdächtigen Häusern besichtiget werden sollten. In dem mitternächtlichen Theile von Großbrittannien wäre eine solche Besichtigung am nöthigsten, weil daselbst die Zahl der Mißvergnügten so groß ist, als die Kälte. Ich hoffe, die

Regierung wird dieses erwegen, und meinen herrlichen Vorschlag nicht nur billigen; sondern auch belohnen.

Sie, mein Herr, wohnen in einem Lande, da es ungemein stark frieret. Meine Entdeckung kann also bey Ihnen fast noch mehr Nutzen schaffen, als bey uns, und Sie werden wohl thun, wenn Sie Ihrer Monarchinn Nachricht davon geben. Ich bin ihnen gut dafür, daß Sie diejenige Belohnung erhalten werden, die man für einen Vorschlag von der Wichtigkeit von einer so freygebigen und großmühtigen Prinzeßinn, als Ihre Beherrscherinn ist, hoffen kann.

Ich verlange nicht, mein Herr, daß Sie die Belohnung, die Sie bekommen, mit mir theilen sollen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir nur die Ehre der ersten Erfindung lassen, und werde meine Mühe für überflüssig belohnet halten, wenn Sie belieben werden, die Wunder, die der Frost wirket, nach der schönen Gelegenheit, die Ihnen Ihr Clima giebt, weiter zu erforschen, und mir Ihre Entdeckungen mitzutheilen. Ich ersuche Sie darum, mein Herr, und habe aus keiner andern Ursache Ihnen von meiner gefrornen Fensterscheibe eine so umständliche Nachricht gegeben, als um

Sie zur Betrachtung einer Sache aufzumuntern, welche Sie, weil sie bey Ihnen gar zu gemein ist, vielleicht bishero ihrer Untersuchung nicht wehrt geachtet haben. Ich habe zu eben dem Ende an einen Gelehrten in der Terra del fuogo, und nach einer unbekannten Insel unter dem Südpol, Angelpont genannt, welche der zu Brinn sitzende Prinz von Chabanois, der sich einen König davon schreibt, entdecket, und nach seiner Gemahlinn, Angelique du Pont, also betitelt haben will, geschrieben: So bald ich Antwort erhalte, werde ich nicht ermangeln, Ihnen auch von den Gedanken Nachricht zu geben, welche die dasigen Gelehrten über meine gefrorne Fensterscheibe haben.

Indessen, mein Herr, will ich Sie nochmalen inständigst gebeten haben, meine Entdeckung, die ich mir gemacht zu haben einbilde, nach der grössesten Schärfe zu beurtheilen. Sie sind geschickt dazu, das weiß ich, und können mich nicht allein, wenn ich, über Verhoffen, gefehlet eines bessern unterrichten; sondern auch durch die Anmerkungen, die Sie vielleicht schon gemacht haben, meine Gedanken bestärken. Ich kehre mich an diejenigen nicht, die mich auslachen, daß ich einem

Samojeden viel von einer gefrornen Fensterscheibe vorschwatze, und behaupten, daß man in einem Lande, welches mit einer fast immerwährenden Finsterniß bedecket ist: Quod latus mundi nebulae, malusque Jupiter urget; und dessen Einwohner wie die Thiere in Höhlen und Löchern liegen, nicht einmal wisse, was ein Fenster sey. Ich traue dem Herrn Medley, der ihren Pallast in Beresowa, und ihr prächtiges Lustschloß, unsern Sobskaja an dem Oby, mit seinen Augen gesehen hat, mehr, als den elenden Büchern, in welchen die abgeschmacktesten Fabeln von ihrer vortrefflichen Nation enthalten sind.

Wofern Sie es für gut finden, können Sie diesen Brief in der Versammlung der vortrefflichen Köpfe verlesen, welche, wie ich von dem Herrn Medley vernehme, wöchentlich viermal, unter Dero Aufsicht, zusammen kommen. Es wird mir eine Ehre seyn, solchen Leuten bekannt zu werden, und Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, diese gelehrte Gesellschaft, in meinem Namen, gehorsamst zu ersuchen, mich, in Betracht meiner grossen Verdienste, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede anzunehmen.

Ich könnte Sie dieser Mühe überheben, und nur selbst in einem wohl gesetzten Schreiben der Gesellschaft die grosse Begierde zu erkennen geben, welche ich habe, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren; aber dieses ist nicht Sitte in unserm Lande. Wer bey uns Lust hat, in eine gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden, der begnügt sich, an das Haupt derselben einen, mit einem Wunderbilde begleiteten, Brief zu schreiben; so ist die Sache richtig. Dieser Gebrauch gefällt mir wohl: Denn auf solche Art ist die Aufnahme dem neuen Mitgliede um so viel rühmlicher, weil es läßt, als sey sie ohne sein Gesuch geschehen. Ich habe mich also von der löblichen Gewohnheit meiner Landsleute nicht entfernen wollen, und glaube, daß dieser Brief mir Ihren Vorspruch bey der gelehren Gesellschaft, deren Haupt Sie sind, und die Ehre, ein Mitglied derselben zu heissen, zuwege bringen werde.

Ich bin zwar nicht ehrgeizig; aber ich kann Ihnen doch nicht bergen, daß es mir eine sonderliche Freude seyn würde, wenn meine Landsleute durch meine Aufnahme in eine so berühmte Gesellschaft, als die ihrige ist, überführet werden möchten, daß es ausser dieser Insel Leute gebe,

die meine Verdienste besser zu erkennen wissen, als mein undankbares Vaterland.

Gewiß, mein Herr, ich möchte Blut weinen, wann ich daran gedenke, wie sehr der Geschmack meiner ganzen Nation verdorben ist. Sie werden vermuhtlich wohl gehöret haben, wie lecker wir Engeländer in Essen und Trinken sind; wie wir an unsern Speisen künsteln, und alles für abgeschmackt halten, was nicht unsern verwöhnten Gaumen aufs empfindlichste kützelt. Dieses Verderben einer sonst vortreflichen und klugen Nation ist zu beklagen; aber noch mehr ist zu bedauren, daß wir, in Ansehung der Nahrung unserer Seelen, eben so lecker und eben so unmäßig sind, als in unserm Essen und Trinken.

Ich kann mit Seneca sagen: Quemadmodum omnium rerum, sic litterarum quoque intemperantia laboramus. Diese Unmäßigkeit im Wissen hat sich unter den Gelehrten dieser Insel so sehr ausgebreitet, daß ich und meines Gleichen, die wir durch unsere Reden und Schriften unser gerechtes Mißfallen darüber an den Tag legen, diesem Unwesen zu steuren nicht vermögend sind; ja noch dazu, wegen der Mäßigkeit im Wissen, der wir uns befleißigen, für einfältige, ungelehrte

Leute gehalten, und als elende und armselige Scribenten, wie man uns gar verächtlich nennet, fast von jedermann ausgezischet werden. O tempora! o mores! Man gehet mit uns um, daß es zu bejammern ist, und ich selbst habe es mehr als einmal erfahren, daß alle Bemühung, den Beyfall unserer leckern Gelehrten zu erhalten, vergeblich sey.

Ob man mir demnach gleich rahten wollen, der hiesigen königlichen Societät der Wissenschaften von meinen Entdeckungen Nachricht zu geben, und meine Gedanken über die gefrorne Fensterscheibe dem Urtheile derselben zu unterwerfen: so habe ich doch Bedenken getragen, diesem Rahte zu folgen. Was kann ich von einer Gesellschaft hoffen, deren Glieder mit allen Gelehrten meiner Art fast in offenbarem Kriege leben, und vor unsern herrlichen Schriften einen fast unüberwindlichen Ekel bezeugen?

Ein Gelehrter, der einen Brief, als derjenige ist, den ich die Ehre habe an Sie zu schreiben, an eine gelehrte Gesellschaft richtet, erwecket bey dem Leser den Verdacht, daß er einen Platz in derselben suche, und, wenn er dieser Ehre nicht gewürdiget wird, ein allgemeines Gelächter. Ich

mag nicht, daß man mich auslache: und daß mich unsere Societät der Wissenschaften, meiner gefrornen Fensterscheibe wegen, in die Zahl ihrer Glieder aufnehmen werde, kann ich ohne Thorheit nicht hoffen.

Ich begehre es auch nicht. Denn wer will mir gut dafür seyn, daß sie mich nicht, wenn ich fortführe, nach meinem Geschmacke zu schreiben, unter dem Verwand, sie habe Schimpf von mir, wieder ausstossen würde? Ich kenne sie gar zu wohl. Sie versteht kein Ehrenwort, und wenn man ihr, aus Höflichkeit, verspricht, sich zu bessern, und sich zu bemühen, solche Schriften ans Licht zu stellen, welche fähig, zu verhindern, daß die getroffene Wahl sie nicht gereue: so macht sie Ernst daraus, und hält sich berechtiget, dieses, als eine Schuldigkeit, zu fordern. Ich liebe die Freyheit, und lasse mir die Hände so nicht binden. Würde es mir also nicht eben so gehen, als meinem wehrten Freunde, Mr. Makewind?

Dieser junge Mensch ist einer der vortrefflichsten Köpfe unserer Zeit, und wird wenige seines gleichen haben. Man hat an ihm, von seiner Kindheit an, vielen Witz, und eine ungemein starke Einbildungskraft wahrgenommen. Diese

vortrefflichen Gemühtsgaben sind mit den Jahren immer stärker geworden, und alle, die ihn kennen, geben ihm das Zeugniß, daß er in seinem 13ten Jahre Dinge gethan, darüber man erstaunen muß.

Die Eltern sparten nichts an seiner Erziehung, weil sie sich von einem Knaben so guter Hoffnung mit Recht grosse Dinge versprechen konnten. Sie gaben ihm die geschicktesten Lehrmeister: Aber keiner von allen war so geschickt, daß er ihm eine Lust zu den Anfangsgründen der Wissenschaften hätte beybringen können, in welchen junge Leute pflegen unterrichtet zu werden. Er sahe dieses als Kleinigkeiten an, und trachtete nach höhern Dingen.

Man schickte ihn demnach, wie er kaum 17 Jahr alt war, nach Cambridge. Ich weiß nicht warum. Denn man will für gewiß sagen, daß er sich schon seit seinem 12ten Jahre nicht undeutlich merken lassen, daß er mit der gemeinen Art zu studiren nicht zufrieden sey, und es als eine grosse Thorheit ansähe, daß man die schönste Zeit des menschlichen Lebens mit einem verdrießlichen Lernen zubrächte, die man mit mehrerm Ruhm anwenden könnte, andere zu lehren. Ich weiß nicht, ob sich dieses so verhält: so viel weiß ich,

daß er seine Lehrer zu Cambridge nicht für würdig gehalten, das Geringste von ihnen zu lernen. Ein so ausserordentlicher Kopf brauchte keines Unterrichts. Er war klüger, als sie alle, und fieng sein Studiren da an, wo andere Gelehrte aufhören.

Es fand sich zu der Zeit die, allen rechtschaffenen Gelehrten so nöhtige, Dreistigkeit bey ihm ein. Er schrieb demnach Bücher, und zeigte also, daß es grossen Köpfen ein leichtes, auch ohne etwas gelernet zu haben, von allerhand Materien die schönsten Sachen zu schreiben. Oxford war der Ort, da er anfieng sich hervor zu thun. Er that es mit sonderlichem Glücke, und alles, was er anfieng, gieng ihm um so viel besser von statten, je weniger er in seiner Arbeit von der verdrießlichen Eigenschaft des Verstandes, welche man die Beurtheilungskraft nennet, beunruhiget und gehindert wurde.

Diese glückselige Beschaffenheit seines Gemühts machte, daß die gelehrte Welt mit einer vortreflichen Schrift nach der andern beschenket, und in die äusserste Bestürzung gesetzet wurde. Niemand war fähig zu begreifen, woher einem so jungen Menschen die Weisheit gekommen, und

jedermann wunderte sich, wie ein Mensch, der nicht eine Wissenschaft recht studiret, in allen so beschlagen seyn könnte. Viele besorgten, er würde sich endlich erschöpfen, und einige prophezeneten ihm gar einen frühen Tod. Der Ausgang hat gewiesen, daß die Sorge der ersten unnöhtig gewesen, und ich wünsche, daß die Weissagung der letzten falsch seyn möge. Gott verleihe dem Herrn Makewind ein langes Leben! Wir würden an ihm gar zu viel verlieren.

Aber wieder auf die Schriften dieses grossen Mannes zu kommen, so waren sie alle von ausnehmender Schönheit, und kann man mit Wahrheit sagen, daß die Welt dergleichen nicht gesehen.

Der Hauptzweck aller seiner Arbeit war, die leichte und gemächliche Schreibart, die wir in unserer Sprache Bombast nennen, und welche seit einiger Zeit ziemlich in Abnahme und Verachtung gerahten ist, wieder in den Gang zu bringen, die Scribenten von dem schweren Joche der Sprachkunst zu befreyen, und, durch Widerlegung des Horatz und Boileau, die Herrschaft des Reims, über die Vernunft, zu behaupten. Gewiß, ein Unternehmen, das vielen Muht und Geschicklich-

keit erforderte, und welches von dem Herrn Makewind auf eine so sonderbare Art ausgeführet worden, daß man nohtwendig seine Klugheit bewundern, und gestehen muß, daß niemand, als er, geschickt dazu gewesen.

Er sahe wohl, daß es eine vergebliche Arbeit seyn würde, wenn er gerade zu, und ohne Umschweif, den Bombast vertheidigen, die Sprachkunst verwerfen, und den Horatz und Boileau widerlegen wollte. Er war viel zu schlau, als daß er nicht hätte merken sollen, daß dieses bey so verderbtem Zustande der Welt, ein sicheres Mittel, sich lächerlich zu machen. Er war demnach so listig, daß er nicht eigene Regeln vom Bombast gab, sondern sandte nur allerhand kleine Schriften von unterschiedlichem Inhalt in die Welt, in welchen diese vortreffliche Schreibart in ihrer ganzen Schönheit zu sehen war. Er schrieb kein eigen Buch wider die Tyranney der Sprachkunst, sondern begnügte sich, in seinen Schriften keine einige ihrer Regeln zu beobachten. Den Horatz und Boileau, griff er nicht namentlich an; er lobte sie vielmehr zum Scheine: Aber er verfertigte selbst Gedichte, die so beschaffen waren, daß kluge und nachdenkende Leser wohl sahen, daß sie

diesen beyden grossen Dichtern, *und den von ihnen gegebenen Regeln, zum Troß geschrieben.

Aber da weiß, daß ein gutes Exempel mehr ausrichtet, als die besten Lehren, der wird mit mir bekennen, daß der Herr Makewind sich derjenigen Klugheit und Behutsamkeit bedienet habe, die zu Ausführung eines so wichtigen und nützlichen Vorhabens erfordert wird.

Ich und alle andere so genannte armselige Scribenten freueten uns von Herzen, daß in unsern Tagen ein so herzhafter Mann aufgestanden, und schmeichelten uns mit der Hoffnung, durch die Hülfe dieses Helden unsern verloschenen Ruhm wieder hergestellet zu sehen. Allein die Schaar der leckern und naseweisen Schreiber verdoppelte ihre Wut wider uns, und handthierte insonderheit unsern Goliath so übel, daß ein Mann von geringerm Muhte und einiger Schamhaftigkeit sich würde haben abschrecken lassen, und es verschworen haben, jemalen die Feder wieder anzusetzen. Allein sie fand an dem Herrn Makewind, was sie suchte, und nichts war fähig, unsern Helden von seinem löblichen Vorhaben abwendig zu machen. Er kehrte sich an alle Spöttereyen seiner Neider nichts, sondern blieb unbeweglich:

Ille velut Pelagi rupes immota resistit:
Ut Pelagi rupes, magno veniente fragore,
Quae sese multis circum latrantibus undis
Molet tenet: Scopuli nequicquam et spumea circum
Saxa fremunt, laterique illisa refunditur alga.

Er fuhr fort, uns armselige Scribenten durch seine herrlichen Schriften zu erbauen, und unsere Gegner zu quälen. Seinem Beyspiele folgten viele, und es gewann das Ansehen, als ob die gute Sache endlich triumphiren würde.

Unsern Feinden ward allgemach nicht wohl dabey zu Muhte. Sie sahen, daß das lehrreiche Beyspiel des Herrn Makewind von unbeschreiblicher Kraft war. Sie sahen, daß dieser tapfere und rüstige Scribent durch Spott und Drohungen nicht zu schrecken: Sie suchten ihn also auf eine andere Art zu gewinnen, in der festen Hoffnung, mit dem Reste der armseligen Scribenten leicht fertig zu werden; und die königliche Societät der Wissenschaften mußte dem Herrn Makewind einen Platz anbieten.

Dieses war, ihrer Meynung nach, ein listiger Streich, und unsere Feinde machten sich die sichere Rechnung, der Herr Makewind würde, wo nicht durch das Beyspiel seiner Collegen ganz

umgekehrt, dennoch durch die Ehre, welche ihm eine so berühmte Gesellschaft erwiesen, bewogen werden, seine Hand von uns abzuziehen, und es nicht mehr so offenbar mit uns zu halten.

Wie aber den wenigsten diese geheime Absicht der Societät bekannt war: so gerieht ganz London in die äusserste Verwunderung, als es kund ward, daß Mr. Makewind in die Societät der Wissenschaften aufgenommen sey. Man konnte sich nicht darinn finden, daß eine so berühmte Gesellschaft einen Menschen zu ihrem Mitgliede erwählet, dessen Schriften ihren Absichten so sehr entgegen waren, und von welchem sie also, menschlichem Ansehen nach, mehr Schande, als Ehre, zu erwarten hatte: Und wenn ich ihnen die Verwirrung, die Bestürzung, und den Lerm, so dieser unvermuhtete Entschluß der Societät in dieser Stadt erregte, nach allen Umständen beschreiben wollte: so müßte ich eine Beredsamkeit besitzen, die mir fehlet. Ich sage nur so viel, London gerieh fast in den Zustand, in welchem sich Egypten befand, als der Würgeengel ausgieng, die Erstgebuhrt zu schlagen.

- - concussam bacchatur fama per urbem
Lamentis, gemituque et foemineo ululatu

Tecta fremunt, resonat magnis plangoribus aether,
Non aliter, quam si immissis ruat hostibus omnis.
Carthago, aut antiqua Tyros, flammaeque furentes
Culmina perque hominum volvantur perque deorum.

Dreyen der vornehmsten Frauen gieng es darüber unrichtig. Vier säugende Mütter liessen für Bestürzung, ihre Kinder auf die Erde fallen, von denen zwey auf der Stelle todt blieben, und zwey so viel bekamen, daß sie vermuhtlich Zeit ihres Lebens gebrechlich bleiben werden. Ein gewisser Lord wollte, wie er hörte, was sich begeben hatte, die Achseln zucken, und siehe, die eine Schulter erstarrete, und ist seit dem immer höher gewesen, als die andere. Mr. Phips, der ehedessen die Ehre vergebens gesuchet hatte, die dem Herrn Makewind ohne seine Bemühung wiederfahren war, machte es wie Ahitophel, und erhing sich aus Verzweifelung selbst. Und, was das erbärmlichste, so starb die Mutter des Herrn Makewind vor Freuden. Ein wunderbar Gemisch von Bestürzung und Freude beklemmte ihr mütterliche Herze dergestalt, daß sie, indem sie ihren Sohn aufs zärtlichste umarmete, und demselben Glück wünschen wollte, eben wie jene Römerinn, die ihren Sohn, den sie todt geglaubet, aus der

Schlacht

Schlacht wieder kommen sahe, in Ohnmacht fiel niedersank, und in den Armen ihres geliebten Sohnes den Geist aufgab. Ruhe sanft, glückseliger Leib, der du einen vortreflichen Mann getragen hast! Ich weiß, mein Herr, Sie wünschen ihr mit mir:

. . . tenuem et sine pondere terram
Spirantesque crocos et in urna perpetuum ver.

Die Spötter indessen waren nicht faul, sich über diese unvermuhtete Aufnahme des Herrn Makewind lustig zu machen. Der eine sprengte aus, die Societät der Wissenschaften hätte den Herrn Makewind mit eben der Bedingung aufgenommen, unter welcher ehedessen Sylla einem schlechten Poeten seine Verse belohnet, das ist, er habe eidlich angeloben müssen, ferner nichts zu schreiben. Ein anderer sprach: Die Societät wäre üppig worden, und wollte durch solche Mitglieder, als der Herr Makewind, den Glanz ihrer Schönheit vermehren, wie das Frauenzimmer durch die Schönpflästerchen. Ja der Herzog von N··· war gar so arg, daß er zu dem französischen Gesandten, dem Grafen von B···, der sich auch über das Verfahren der Societät wunderte, auf Fran-

zösisch sagte: Pourquoi s'en étonner, Monsieur? Ne savez-vous pas que la Societé est un corps mystique? Il faut donc, qu'elle ait ses parties honteuses.

Was mich und andere ehrliche Leute anlanget: so waren wir äusserst betrübt, daß man uns einer so grossen Stütze berauben wollte. Anfangs war dieses unser Trost, daß entweder der Herr Makewind die ihm angebotene Ehre ausschlagen, oder, wenn er sie annehme, vielleicht die ganze Societät der Wissenschaften mit der Zeit auf unsere Seite ziehen würde; aber wie bestürzten wir nicht, als derselbe ein Danksagungsschreiben an die Societät drucken ließ, in welchem er bekannte, daß seine Schriften bishero nicht viel wehrt gewesen, und heilig angelobte, sich zu ändern, und inskünftige in allem nach dem Geschmacke der Gesellschaft zu richten. Dieses Bekenntniß, diese Zusage war ein Donnerschlag in unsern Ohren; wir sahen nunmehro wohl, daß wir auf die Art von dem Herrn Makewind weiter nichts Gutes zu hoffen hätten, und unsere Feinde konnten die Freude, welche sie darüber empfanden, daß sie uns einen solchen Mann abspännstig gemacht, nicht bergen.

Doch diese Freude währete nicht lange, und mit derselben endigte sich auch unsere Betrübniß.

Naturam expellas furca tamen usque recurret.

Magister Makewind, der, durch die ihm unvermuhtet angetragene Ehre geblendet, in der ersten Hitze ein so unbedachtsames Versprechen gethan hatte, kam endlich wieder zu sich selbst. Das Gewissen wachte auf. Er sahe, wie sehr er seine Brüder betrübet hatte. Er bereuete es, und schrieb, zu grossem Troste des betrübten Häufleins der elenden Scribenten, solche Bücher, daß man wohl sehen konnte, daß alles, was er in seinem Danksagungsschreiben der Gesellschaft Gutes vorgesagt hatte, nur Ehrenworte gewesen, die ihm nicht von Herzen gegangen.

Der Societät gefiel dieses nicht: Doch schwieg sie anfangs stille dazu. Sie hielte dafür, man müßte mit Magister Makewind, als einem jungen Menschen, Geduld haben. Die Besserung geschehe nicht durch einen Sprung: Er würde noch wohl werden. Allein diese Hoffnung schlug fehl. Magister Makewind legte das Stillschweigen der Societät so aus, als wenn sie seine Aufführung billigte. Er wagte es demnach, und trat völlig

wieder auf unsere Seite. Er gab Schriften ans Licht, die, eben wie die vorigen, voller Bombast und Uebertretungen der Gesetze der Sprachkunst waren. In seinen Gedichten war der Reim das Hauptwerk, und die Vernunft erschrecklich gemiß-handelt. Sie können leicht gedenken, wie sehr uns dieses erfreuet; und wie hergegen unsere Feinde, und das Haupt derselben, ich meine die Societät der Wissenschaften, sich geärgert habe, als sie gesehen, daß ihr listiger Anschlag zu ihrem eigenen Schaden ausgeschlagen. Und gewiß, die Societät war übel daran: Sollte sie ein, nach ihrer Meynung, unwürdiges Mitglied auf eine gewaltsame Art von ihrem Cörper absondern: so müßte sie ihre eigene Unvorsichtigkeit im Wählen bekennen, und die Rache, eines ihr ehedessen so gefährlichen Mannes, befürchten. Sollte sie ferner zu der Aufführung des Herrn Makewind stille schweigen: so war zu besorgen, man möchte denken, sie billige alles, was er vornehme. Und in der That fanden sich Leute, die dieses aussprengeten, und die Societät kam dadurch in einen Ruf, den sie sich nicht für rühmlich hielt. Es vergieng ihr demnach die Geduld, und sie machte den unerhörten Schluß, den Herrn Makewind, als ein

faules Gliedmaß, von ihrem Cörper zu trennen. Er ward also förmlich ausgestossen, und sein Name in dem Register der Glieder der Societät ausgelöschet.

Sehen Sie, mein Herr, so springet man hier mit ehrlichen Leuten um. Wollten Sie es mir also wohl rahten, daß ich einen Platz in einer Gesellschaft suchen sollte, der man es so wenig zu Dank machen kann, daß auch Magister Makewind in ihre Ungnade gefallen? Ich habe Ihnen die Historie dieses geschickten Kopfes etwas umständlich erzehlet, damit Sie die Verdienste desselben, und den Eigensinn der Societät, welcher auch ein solcher Mann nicht gut genug gewesen ist, desto besser erkennen mögen. Sie werden, hoffe ich, aus dem, was ich bisher geschrieben habe, zur Gnüge ersehen, daß meine Klagen über den bedrängten Zustand der Gelehrten meiner Art nicht ungegründet sind, und daß wir Ursache haben, bey auswärtigen Nationen, und entlegenen Völkern, den wohlverdienten Ruhm zu suchen, welchen uns unser Vaterland so halsstarrig verweigert.

Sagen Sie mir, ist es nicht was unerhörtes, so mit einem Manne zu verfahren, der von so

grossen Verdiensten ist, als der Herr Makewind? Mit einem Manne, dem, auch nach dem Zeugnisse seiner Feinde, unsere ganze Nation unendlich verbunden ist? Ich habe gar oft gehört, daß man gesagt hat, die Schriften des Herrn Makewind bewegten die Leser zum Mitleiden und Lachen. Mich deucht, ein Scribent, der diese zwo Gemühtsbewegungen bey einer Nation erregen kann, die ihrer Schwermühtigkeit und Grausamkeit wegen so rüchtig ist, verdienet die Ehrerbietung eines ganzen Volks, und eine öffentliche Belohnung.

Allein statt dieser Belohnung hat man dem Herrn Makewind den empfindlichsten Schimpf angethan. Sie können leicht erachten, wie sehr den ehrlichen Mann dieses schmerzen müsse. Er war anfangs untröstbar, und flohe alle menschliche Gesellschaft. Ja er hatte so böse Stunden, daß man besorgte, er möchte gar von Sinnen kommen; und es fehlte nicht viel, so wäre er seinem Vater, der vor Kummer über den Unfall seines Sohnes, wie die Mutter vor Freuden über dessen Glück, plötzlich gestorben ist, in die Ewigkeit gefolget.

Noch lebet er: und fängt an, sich in sein Unglück zu finden. Er thut wohl daran: Und

mich deucht, ich thue auch nicht übel, wenn ich mich an seinem Exempel spiegle, und nicht ferner vergebliche Mühe anwende, meinen eigensinnigen und undankbaren Landesleuten zu gefallen. Wollen sie meine Verdienste nicht erkennen, so können sie es bleiben lassen. Ich habe gethan, was ein ehrliebender Scribent thun kann. Da alle meine Arbeit vergebens ist, so schüttele ich den Staub von meinen Füssen, und gehe von nun an rein zu den Samojeden.

Nehmen Sie mich auf, mein Herr, und glauben, daß ich des Beyfalls einer so politen Nation, als die Ihrige ist, nicht unwürdig bin. Ich werde gewiß Ihre Gesellschaft nicht verunzieren. Dieser Brief, den ich Ihnen schreibe, wird Sie von meiner Geschicklichkeit überführen, und die Wirkung haben, die ich wünsche.

O wie werden meine Landsleute grißgrammen, wenn ich mich hinfort Societatis Scientiarum Articae, quae Beresovae est, Socium nennen werde! Es wird ihnen dieses durch die Seele gehen. Aber wer kann ihnen helfen? Sie haben es um mich, und alle Scribenten meiner Art, wohl verdienet, daß ich ihnen diesen Verdruß mache. Sie hassen uns, und ich bin versichert,

sie wünschen, daß uns der Teufel alle nach Nova Zembla führte. Aber sie wissen nicht, was sie bitten. Sie sollten uns wohl missen, wenn wir nicht mehr vorhanden. Denn wären wir nicht, womit wollten sie ihre Zeit hinbringen? Wo wollten sie wohl etwas zu lachen und zu spotten finden? Wo wollten sie wohl mit ihren sinnreichen Einfällen hin? Ich sehe es nicht ab: und mache dahero den Schluß, daß wir einem Lande unentbehrlich sind. Abermal ein Beweis unserer Vortrefflichkeit, welchen ich Sie, nicht aus der Acht zu lassen, bitte, und welchen ich mit leichter Mühe noch weiter ausführen könnte.

. . . extremo ni jam sub fine laborum
Vela traham, et terris festinem advertere proram.

Ich will mir aber vorbehalten, diese bishero noch nicht erkannte Nohtwendigkeit und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten, in einer eigenen Schrift, so gründlich zu behaupten, daß, wofern noch ein Fünkchen Redlichkeit in unsern Feinden ist, die so Unglückselige hoffentlich in sich gehen, und aufhören werden, uns ferner zu kränken.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen einige

Seltenheiten zu übersenden, die ich neulich mit einem Schiffe aus Grönland erhalten habe. Sie bestehen in einem Schachspiel von Eis, welches von der spielenden Natur so gebildet worden, in einigen seltenen Vögeln, und in einer gewissen gelblichten Materie, welche von demjenigen, der mich damit beschenket hat, für einen schwefelichten Auswurf des Berges Hekla ausgegeben, von andern aber für den Auswurf eines grönländischen oder ißländischen Bauren gehalten wird. Ich überlaße es Ihnen, zu untersuchen, wer Recht hat: und gestehe gerne, daß ich in solchen Sachen unerfahren bin. Es sey, was es wolle: so ist es doch eine Rarität.

Der Herr Makewind, der eben bey mir ist, empfiehlt sich Ihnen bestens, und wird sich ehestens die Freyheit nehmen, selbst an Sie zu schreiben. Wäre es nicht möglich, daß Sie diesem ehrlichen Manne, dem es unerträglich ist, nach dem Unglücke, so er gehabt hat, in seinem Vaterlande zu leben, bey Ihnen eine anständige Bedienung verschaffen könnten? Denken Sie darauf, mein Herr, ich bitte Sie. Der Herr Makewind verdienet es. Sie dürfen nicht befürchten, daß es ihm bey Ihnen zu kalt seyn werde. Er ist ein

Poet; und der Microcosmus eines Dichters hat ein so starkes Centralfeuer, daß er eben der Sonne nicht bedarf. Magister Makewind würde also in Nova Zembla noch schwitzen.

Haben Sie die Güte, und beehren mich, so bald es geschehen kann, mit einer Antwort; Sie werden mich dadurch ungemein erfreuen.

Ich habe die Ehre, mit aller ersinnlichen Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

Dero

London, ergebenster Diener,

den [illegible] Merz, 1752. N. Clifton.

Der sich selbst entdeckende
X. Y. Z.
Oder
L–e–s H–rm–n B–ckm–st–rs,
Rev. Minist. Candidati,

aufrichtige

Anzeige der Ursachen,

die ihn bewogen,

die Geschichte von der Zerstöhrung
der Stadt Jerusalem
mit kurzen Anmerkungen zu erläutern,

und

diese Anmerkungen unter einem falschen Namen
ans Licht zu stellen,
zur Beruhigung und zum Trost

des

(S. T.)

Herrn Magister Sievers,

ingleichen

zur Rettung der Unschuld seiner Absichten
wider allerhand ungleiche Urtheile und
Deutungen zum Drucke befördert.

Leipzig, 1733.

BOILEAU.

Quel tort lui fais-je enfin? ai-je par un écrit
Petrifie sa veine, et glacé son esprit?

Vorrede des Verlegers.

Es ist nunmehro ungefehr ein halb Jahr, daß mir gegenwärtiges Manuscript zu Händen kam; und ich bin versichert, der geneigte Leser werde es mir schlechten Dank wissen, daß ich ihm eine Schrift, die unstreitig, wo er nicht gar zu mürrisch ist, viel zu seiner Belustigung beytragen wird, so lange vorenthalten habe. Doch hoffe ich, wegen dieser Verzögerung, leicht Vergebung zu erhalten, wenn ich sage, daß ich nimmer die Herausgabe meines Manuscripts so lange würde aufgeschoben haben, wenn ich nur versichert gewesen wäre, daß es dem Verfasser desselben nicht entgegen seyn würde, seine Arbeit ohne sein Vorwissen in öffentlichem Druck erscheinen zu sehen.

Leute meiner Art sind zwar wegen ihres engen Gewissens in diesem Falle nicht sonderlich berühmt; allein, was man auch von dem Eigennutze der Buchhändler sagt; so kann ich doch versichern, daß ich Bedenken getragen habe, einem Seribenten durch die Gemeinmachung einer Schrift Verdruß zu machen, die er vielleicht nur zu seinem Zeitvertreib verfertiget hat, und mir also alle Mühe von der Welt gegeben, den wahren Urheber des sich selbst entdekkenden X. Y. Z. kennen zu lernen, um von ihm sowohl die Einwilligung zu der Herausgebung seiner Schrift, als auch eine Erklärung einiger darinn vorkommenden dunkeln und verderbten Stellen, zu erlangen.

Allein alle meine Bemühung ist vergeblich gewesen. Derjenige, von dem ich das Manuscript erhandelt habe, versicherte mich zwar, daß der X. Y. Z. selbst Verfasser desselben sey, und diese Satyre zu keinem andern Ende geschrieben habe, als um sich theils an dem Herrn Magister Sievers wegen einiger in der ersten Wut gegen ihn ausgestossenen harten Reden zu rä-

chen, und theils einigen elenden Tröpfen, und scheinheiligen Heuchlern, die seine Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem für ein Pasquill ausgerufen, und ihn eines Mißbrauchs der Schrift beschuldiget hätten, ihre Unwissenheit und Thorheit vorzustellen. Um mich hievon zu überzeugen, berief er sich auf die Gleichheit der Schreibart: Aber durch alles, was er mir vorsagte, ward ich nicht klüger, weil er mir nicht sagen konnte, wer denn eigentlich der X. Y. Z. sey.

Ich schrieb dahero an einen berühmten Mann in Lübeck, und ersuchte ihn, mir zu melden, wer denn eigentlich der X. Y. Z. und wo er anzutreffen sey? Seine Antwort war: „Es sey ihm unmöglich, mein Verlangen zu erfüllen. Weil er selbst nicht für gewiß sagen könnte, wer die Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem gemacht habe. Man habe zwar anfangs einen gewissen Mann in Lübeck dieserwegen in Verdacht gehabt; allein, da der Herr Magister Sievers öffentlich gesaget habe, und noch beständig behaupte, daß

dieser Mann ein elender Stümper und der dümmste Ignorant sey: so falle dieser Verdacht von selbst weg. Ueberdem achte dieser Mann den Herrn Magister Sievers so wenig, daß er nur darüber lachte, wenn er hörte, was derselbe von ihm urtheile; und sey es also nicht wahrscheinlich, daß er sich einen Gegner würde auserlesen haben, an dem, seiner Meynung nach, so wenig Ehre zu erjagen, oder daß er, wenn er ja einmal habe versuchen wollen, einen stolzen Jüngling zur Erkenntniß seines Elendes zu bringen, sich weiter mit einem Menschen abgeben werde, an dem alle Hoffnung verlohren, u. s. w."

Da ich nun auch in dieser Antwort so wenig Trost fand, verzweifelte ich, und ließ alle Hoffnung, den wahren X. Y. Z. jemalen kennen zu lernen, gänzlich fahren. Es haben sich zwar nach der Zeit viele gefunden, die mir bald diesen, bald jenen, als den rechten Urheber der Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, genennet haben: Allein ich habe mich an diese Nachrichten so wenig

nig gekehret, als an das Vorgeben desjenigen, der mir neulich als ein sonderbares Geheimniß offenbarte, daß nicht der X. Y. Z. sondern sein Bruder, der noch ein ärgerer Spötter sey, das Manuscript so ich jetzo der Welt vor Augen lege, verfertiget habe.

Es kann mir endlich gleich viel gelten, wer der X. Y. Z. und sein Vertheidiger sey. Ich bin zufrieden, daß ich der Welt eine Schrift mittheilen kann, die ihr nohtwendig gefallen, und mir denjenigen Vortheil bringen muß, den ich mir sicher versprechen kann, wenn ich den guten Abgang der Satyre ansehe, auf welche sie sich beziehet.

Der Verfasser derselbe wird es indessen nicht übel nehmen, daß ich seine Arbeit wider sein Wissen und Willen herausgebe. Ich kenne ihn nicht, und er kann es mir unmöglich verdenken, daß ich meinen Vortheil, und die Ehre, etwas zum Vergnügen der klugen Welt beygetragen zu haben, allen andern Betrachtungen vorziehe.

Nur bedaure ich, daß ich nicht im Stande bin, die Lücken meines Manuscripts auszufüllen, und

dieses um so viel mehr, weil, so viel ich urtheilen kann, in der einen der verdorbenen Stellen die Dummheit derjenigen, die eine Satyre für ein Pasquill ansehen, und in der andern die alberne Scheinheiligkeit eines gewissen Sünders, der sich an einigen biblischen Redensarten gestossen hatte, so lebhaft abgebildet gewesen, daß man es unstreitg mit Lust würde gelesen haben.

Indessen liefere ich gegenwärtige Schrift, so, wie ich sie bekommen, ohne die geringste Verfälschung. Mehr kann ich nicht, und hoffe, der Leser wird mit mir zufrieden seyn, und mir beständig gewogen verbleiben.

Leipzig,
den 24. Sept. 1733.

Vorbericht.

Gar nachdenkliche Worte sind es, geneigter und andächtiger Leser, die wir bey dem grossen römischen Redner Cicero lesen, wenn es heißt: Negligere quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed etiam hominis omnino dissoluti. „Nicht achten, was die Leute von einem sagen, zeigt nicht nur einen Hochmuth, sondern auch eine grosse Liederlichkeit an."

Es will der vortreffliche Tullius hiemit so viel sagen, daß man sich bestreben müsse, einen guten Namen zu haben. Negligere, spricht er, quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed etiam hominis omnino

dissoluti. Man muß nicht meinen, daß dieser grosse Mann durch diese güldenen Worte die Menschen zu einem thörichten Ehrgeize verleiten wolle; seine Absicht ist nur, dieselbe zu bereden, es sey nicht gleich viel, was die Welt von uns denke.

Das Wort, das im Grunde liegt, ist von gar besonderm Nachdrucke. Es heißt: Negligere quid de se *quisque* sentiat. Quisque heißt ein jeder, alle Menschen ohne Ausnahme. Er will demnach so viel sagen, daß man nicht aller Menschen Urtheil verachten müsse. Non - - omnium hominum. Welches eben so viel gesagt ist, als man müsse einiger Menschen Urtheil nicht verachten; nach dem bekannten

Non - - omnis quidam non, sed omnis - -
non quasi nullus.

Jedermann weiß, daß die Menschen nicht alle einer Art sind. Einige sind klug und tugendhaft, andere aber dumm und böse. Ein ehrlicher Mann kehrt sich wenig daran, was diese letzten von ihm sagen oder denken. Er verlan-

get nicht von ihnen gelobet zu seyn, und achtet es nicht, wenn sie ihn lästern. Er spricht:

Non moror, an laudet me turpis an improbet uxor.

Aber der Beyfall kluger und tugendhafter Personen ist eine Sache, die er eifrig suchet. Es ist ihm nicht gleichviel, was solche Leute von ihm sagen; und so wenig er darnach frägt, was die dumme Welt von ihm urtheilet, so sehr erquicket ihn das Lob, so ihm die Klugen beylegen. Er ist gesinnet, wie der Hector beym Nävius. Laetus sum, spricht er, laudari me abs te, pater, laudato viro. Denn ea profecto jucunda laus, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vixerunt. Zu reden mit dem Cicerone Lib. XV. Ep. 6.

Ist es nun einem gelehrten Mann angenehm, von rechtschaffenen Leuten gelobet zu werden: so ist es ihm hergegen ein empfindliches Kreuz, wenn solche Personen ungleiche Gedanken von ihm haben. Ich rede aus der Erfahrung, geneigter Leser, und habe seit einigen Mo

naten mit Verdruß empfunden, was die widrigen Urtheile solcher Leute, denen wir zu gefallen suchen, einem Menschen vor Kummer verursachen, den sein Gewissen überzeuget, daß er dieselben nicht verdiene.

Der christliche Leser weiß, daß vor nicht langer Zeit eine kleine Schrift zum Vorschein gekommen ist, in welcher die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem mit Anmerkungen erläutert worden. Der Urheber dieser Schrift nennet sich X. Y. Z. und giebt sich auf dem Titel für einen Nachahmer des Herrn Magister Sievers aus. Der Ruhm, welchen sich dieser gelehrte Mann durch seine vielen und herrlichen Schriften erworben hat, hat gemacht, daß die Anmerkungen des X. Y. Z. weil sie nach dem Geschmacke des Herrn Magister Sievers geschrieben, begierig gelesen worden, und jedermann ist so billig gewesen, daß er dem Verfasser die Ehre, ein wahrer Nachfolger des Herrn Magister Sievers zu heissen, nicht streitig gemacht hat. Allein, gleichwie grosse Verdienste gar selten unbeneidet zu

seyn pflegen: so haben sich auch Leute gefunden, die, aus einem heimlichen Widerwillen gegen den Herrn Magister Sievers, die Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem für eine satyrische Schrift ausgegeben, und ohne Scheu behauptet haben, der Verfasser derselben suche die vortrefflichen Anmerkungen über die Paßion, die der Herr Magister Sievers ans Licht gestellet hat, lächerlich zu machen. Man hat fast aus einem jeden Worte dieser Schrift einen, ich weiß nicht wie tiefen, mystischen Verstand gezogen; ja einige sind gar so unverschämt gewesen, daß sie die ganze Schrift für ein Pasquill gescholten haben. Der Herr Magister Sievers selbst ist durch die gemeine Sage verführet worden, zu glauben, daß der sogenannte X. Y. Z. ein hämischer Spötter sey, der sich auf seine Unkosten lustig machen wolle, und hat sich alle Mühe gegeben, zu entdecken, wer denn eigentlich dieser X. Y. Z. sey, mit der angehängten Drohung, denselben, wenn er es nur wüßte, nach Verdienste zu züchtigen.

Ich bin der X. Y. Z. und gebe demnach dem geneigten Leser zu bedenken, wie nahe es mir müsse gegangen seyn, daß so viel kluge Leute, und unter denselben der Herr Magister Stevers, ein Mann, vor welchen ich eine besondere Hochachtung hege, mir ich weiß nicht was für böse Absichten beygeleget. Ich müßte ganz unempfindlich seyn, wenn ich zu solchen Beschuldigungen still schwiege, und nicht, nach allem Vermögen, meine Unschuld, die an sich zwar offenbar genug ist, zu retten suchte. Ein Spötter, ein Pasquillant sind Ehrentitel, für welche ich mich sehr bedanke, und die einem Menschen von meiner Profeßion gar nicht anstehen. Es erfordert demnach die Liebe, die ich mir selbst schuldig bin, daß ich, zur Rettung meiner Ehre, die Feder ergreife, und denenjenigen, die von mir so ungleiche Gedanken hegen, ihren falschen Wahn, wo möglich, benehme.

Ich bin um so viel mehr gezwungen, dieses zu thun, weil mir schon von meinen Patronen, denen ich meine Schrift noch ungedruckt gezeiget habe, nicht undeutlich zu verstehen gegeben

worden, sie machten sich ein Gewissen, einen Menschen von so boshaftem Gemühte, als ich seyn müßte, wenn ich die Absichten gehabt hätte, die man mir beymisset, zu einem geistlichen Amte zu befördern. Ich gestehe, diese Erklärung meiner Gönner hat mir manche unruhige Nacht gemacht, und bin ich oft auf die verzweifelten Gedanken gefallen, eine andere Handthierung zu ergreifen.

Die Medicin gefiel mir vor allen andern; denn dieses ist, nach der Meynung eines gewissen französischen Prinzen, eine Kunst, in der man ohne Gefahr ein Stümper seyn kann: C'est un art, où l'on peut être impunement ignorant; aber die Zärtlichkeit meines Gewissens, und die Furcht, mich zu versündigen, wenn ich meine Hand vom Pfluge zöge, ist Ursache, daß ich diese böse Gedanken fahren lasse, und mich entschlossen habe, erst zu versuchen, ob ich nicht, durch eine klare Darthuung meiner Unschuld, die üble Meynung, die man von mir hat, umstossen könne.

Ich weiß nicht, ob ich hoffen kann, meinen Zweck bey dem grössesten Hausen zu erreichen; das weiß ich aber gewiß, daß der Herr Magister Sievers, wenn er nur die Güte haben will, meine Entschuldigungen zu lesen, mich völlig lossprechen wird. Erlange ich dieses: so bin ich zufrieden; so bin ich der Gunst meiner Beförderer versichert, und werde mich überdem glücklich schätzen, etwas zu der Beruhigung des Herrn Magister Sievers beygetragen zu haben.

Quilibet verborum suorum optimus interpres.

Der Zweck, den ich mir in dieser Schrift vorgesetzet habe, ist, die Unschuld meiner Absichten, wider die ungleichen Urtheile, zu retten, die von meinen Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem gefället worden sind. Ich werde mich bemühen, dieses auf eine so gründliche Art zu thun, daß alle Unpantenische mit Händen greifen mögen, wie sehr mir zu nahe geschehen sey.

Um alle Verwirrung zu vermeiden, theile ich meine unbilligen Richter in drey Classen. Zu der ersten rechne ich diejenigen, welche meine Schrift für ein Pasquill ausgeben: zu der andern diejenigen, welche behauptet haben, meine Absicht

sey gewesen, des Herrn Magister Sievers zu spotten; und zu der dritten diejenigen, welche, ohne von meinen Absichten zu urtheilen, eines und das andere an meinen Anmerkungen auszusetzen gefunden haben.

Diejenigen, welche meine Schrift für ein Pasquill ausgerufen haben, verdienen zwar nicht, daß ich ihrer erwähne. Ihre Unbilligkeit und Einfalt fällt so sehr in die Sinne, daß ich nicht nöhtig habe, mich gegen sie zu vertheidigen: und mich deucht, ich erweise ihnen schon zu viel Ehre, daß ich ihrer Meldung thue. Sie dürfen also nicht besorgen, daß ich sie so abfertigen werde, wie sie es verdienen. Ich habe aber ihre Lästerung nur darum nicht mit Stillschweigen übergehen wollen, damit ich Gelegenheit haben möchte, ihnen aus christlicher Liebe die wohlgemeinte Erinnerung zu geben, daß es ihrer Ehre sehr zuträglich seyn würde, wenn sie belieben wollten, sich auf ein andermal nicht so zu übereilen, und eine Schrift nicht eher für ein Pasquill auszugeben, als bis sie gelernet haben, was eigentlich dieses Wort für eine Bedeutung habe. In Postillen und in - - - desunt non nulla - - - Dieses ist es, was ich ihnen zu sagen habe. Wo-

fern sie klug sind, werden sie meinem Rahte folgen, und sich nicht durch ferneres Lästern des Glimpfs unwürdig machen, den ich jetzo, in Betracht ihrer Unwissenheit, gegen sie gebrauche.

Ich wende mich zu denen, die meine Schrift für satyrisch angesehen haben. Deren ist nun eine grosse Menge, und viele sind darunter, denen ich, ihres Standes und ihrer Verdienste wegen, eine besondere Ehrerbietung schuldig bin. Es ist mir demnach sehr leid, daß ich mich genöhtiget sehe, ihnen zu sagen, daß ihre Gedanken von der Absicht meiner Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, ganz und gar irrig sind.

Es wird schwer halten, daß ich ihnen dieses begreiflich mache. Denn die falsche Einbildung, daß ich ein Spötter sey, hat in den Gemühtern derer, die meine Schrift gelesen haben, so tiefe Wurzel geschlagen, daß ich glaube, die meisten schwüren einen Eid, daß sie Recht haben. Ich muß mich wundern, wie so viele kluge Leute auf eine so wenig wahrscheinliche Meinung verfallen können, und kann, wie viel ich auch darauf gedacht habe, nicht ergründen, was ihnen Anlaß

gegeben, meine unschuldigen Worte so übel aus- zulegen.

Sie thun mir gewiß zu viel Ehre, wenn sie glauben, daß ich geschickt sey, eine Satyre zu schreiben, und beleidigen mich, wenn sie sich ein- bilden, daß ich Lust habe, durch eine so unchrist- liche Schreibart mein Gewissen zu beflecken. Ich bin mit allem, was in der Welt vorgehet, sehr wohl zufrieden, und mehr geneigt jedermann zu loben, als zu tadeln.

- - per me equidem sint omnia protinus alba,
Nil moror. Euge! omnes bene mirae eritis res *).

In Ansehung der Schriften, die herauskom- men, bin ich überdem von Natur so wenig lecker, als jemand in der Welt, und die Bücher, die ich nohtwendig lesen muß, sind so beschaffen, daß mein Geschmack unmöglich dadurch verwöhnet werden kann. Durch diese tägliche Kost ist mein Gaumen so ausgehärtet, daß ich alles, was ge- druckt ist, ohne Ekel lesen kann, und es mir gleich viel ist, ob ich eine Historie in einem Allmanach, oder ob ich in der europäischen Fama lese. Und

*) Persius Sat. I.

wenn ich auch gleich von Natur zur Spötterey geneigt wäre: so würde mich doch meine natürliche Blödigkeit abhalten, meinem Triebe zu folgen, und mir ohne Noht Feinde zu machen. Ich weiß wohl, wie gefährlich es ist, Satyren zu schreiben:

> C'est un mechant métier que celui de medire,
> A l'auteur qui l'embrasse il est toûjours fatal.
> Le mal qu'on dit d'autrui ne produit que du mal *)

Jedermann hasset den, der dieses Handwerk treibt, und flieht ihn, als ein gefährliches Thier. Man spricht:

> Foenum habet in cornu: longe fuge; dummodo risum
> Excutiat sibi non hic cuiquam parcet amico **).

Es ist wahr, man lacht über die Einfälle eines solchen Menschen. Man lobet ihn, wenn er es gut gemacht hat. So bringt es der verderbte Lauf der Welt mit sich; aber auch diejenigen, die an seinen Spöttereyen einen Gefallen haben, und sich über den Unfall ihres armen Nächsten ergetzen, wider welchen dieselbe gerichtet sind, hassen

---

*) Boileau Sat. VII.

**) Horat. Lib. I. Sat. 4.

denjenigen in ihrem Herzen, der ihnen diese Lust machet. Boileau wußte es wohl, darum schreibt er am angeführten Orte:

. . un auteur malin, qui rit et qui fait rire,
Qu'on blâme en le lisant, et pourtant qu'on veut
lire
Dans ses plaisans accés qui se croit tout permis,
De ses propres rieurs se fait des ennemis.

Ich glaube wohl, es giebt so wunderliche Gemühter, die sich durch die Hoffnung des eiteln Lobes, welches ein lustiger Einfall seinem Urheber zu wege zu bringen pfleget, so sehr blenden lassen, daß sie die Gefahr, welche damit verknüpfet ist, verachten. Sie haben ihren Willen; aber ich für meine Person bekenne aufrichtig, daß ich so nicht gesinnet bin. Ich bin nicht eitler Ehre geizig, noch weniger von denen, welche

Pissent au benestier, à fin qu'on parle d' eux *).

Ich lasse einen jeden in seinen Würden: so bleibe ich auch, wer ich bin. Ich kehre vor meiner eignen Thür, und wünsche von Herzen, daß ein

*) Regnier Sat. II.

ein jeder so wäre, wie ich. Dieses sind meine wenigen Gedanken von dem unchristlichen und gefährlichen Handwerke der Spötter, unter welche man mich, ohne mein Verschulden, zählen will. Ich bitte alle diejenigen, welche dieses thun, das, was ich hier schreibe, reiflich zu erwegen: so werden sie, wie ich hoffe, befinden, wie unwahrscheinlich es sey, daß ich meiner Erkenntniß so sehr habe entgegen handeln wollen. Ich weiß, die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, sind so gütig gewesen, daß sie von der Fähigkeit meines Verstandes eben kein schlimmes Urtheil gefället haben. Wenn sie demnach auch glauben, daß die Bosheit meines Willens die Erkenntniß meines Verstandes habe überwiegen können: so werden sie mir doch die Einfalt nicht zutrauen, daß ich mich an den Herrn Magister Sievers würde gewaget haben.

Dieser geschickte Kopf hat schon gewiesen, daß er ein Meister in der feinen Satyre sey. Ich will seines satyrischen Patrioten nicht erwehnen, obgleich diese Blätter alles, was Rom, Griechenland, und alle andere Länder in dieser Schreibart Gutes aufzuweisen haben, weit übertreffen. Nur bitte ich meine Leser, sich der vortreflichen Ge-

dächtnißmünzen zu erinnern, die der Herr Magister Sievers, wiewohl nur in Idea, und mit dem Stempel seines Verstandes, auf den Schwärmer Gerhard gepräget hat.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Herr Magister Sievers in dieser kleinen Schrift sich selbst übertroffen habe. Der schäbigte Bullenbeisser, auf welchem er den Magister Gerhard, zum Trost aller Rechtgläubigen, einhertraben lässet, hat mir vornehmlich wohl gefallen; und ich kann mich, so oft ich daran gedenke, welches ich dann, zu Anfeurung meines Eifers wider die Irrgläubigen, alle Wochen wenigstens etliche mal thue, noch nicht enthalten, auszurufen:

Facete, lepide, laute! nihil supra.

Ich habe die Apophtegmata der Alten bey dem Plutarchus gelesen: auch beym Cicero, Macrobius und andern viele bona dicta (bons mots) und scharfsinnige Einfälle gefunden; aber der Bullenbeisser, der schäbigte Bullenbeisser, übertrifft alles, was man in den Schriften der Alten und Neuern schönes in diesem Stücke antrifft. Durch dieses Sinnbild hat der Herr Magister Sievers gewiesen, wie weit sich die

Kräfte des menschlichen Witzes erstrecken, und wüßte ich in dem ganzen Alterthume nichts, das mit selbigem einigermaßen in Vergleichung zu stehen sey, als die scharfsinnigen Worte des Thrazo beym Terentius:

Eone ferox es, quia habes imperium in belluas? *)

Weil ich weiß, daß es Leute giebt, welche meinen, der Herr Magister Sievers habe mit diesen Gedächtnißmünzen den armen Gerhard zu hart angegriffen: so ergreife ich hier mit vielem Vergnügen die Gelegenheit, den Herrn Magister wider solche unbesonnene Richter zu vertheidigen, und sage ihnen ohne Scheu, daß sie einfältige Tröpfe, wo nicht gar heimliche Ketzer und Indifferentisten sind. Denn entweder sie wissen nicht, daß gegen einen Feind alles erlaubt ist: Hosti in hostem omnia licent; und daß man den Feinden der Kirchen auch, wenn man Lust hat, fluchen kann; oder sie halten auch den Schwermer Gerhard höher, als es sich gebühret. Und was hat dann endlich der Herr Magister Sievers dem Gerhard vor Grobheit bewiesen? Ist es nicht höflich

*) Terent. in Eunuch. Act. III. Sc. I.

genung, daß er ihn auf den Bullenbeisser gesetzt hat, und reiten lässet? Hätte er ihn doch eben so leicht auf allen vieren kriechen, und von dem Bullenbeisser weidlich können zerzausen lassen.

Ich schäme mich, in einer so klaren Sache mehr Worte zu verschwenden. Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und frage einen jeden Unpartenischen: Ob es wohl glaublich sey, daß ich, da mir die spitzige Feder des Herrn Magister Sievers mehr als zu wohl bekannt ist, eine Satyre wider diesen gelehrten Mann habe schreiben wollen? Da er den guten Gerhard, der ihm mein Tage nichts zuwider gethan hatte, in die Backpfanne gelegt hat, um den Teufel einen fetten Braten zuzurichten: so würde das wenigste, das ich hätte befürchten können, dieses gewesen seyn, daß er mich in Stücken zerhackt, auf den Rost geleget, und dem Beelzebub als eine Carbonnade würde vorgesetzet haben.

Ein Mann, der mit denen, welchen er nicht gewogen ist, so scharf verfähret, kann auch den Kühnsten abschrecken, sich an ihm zu reiben? Ich bin von Natur furchtsam, und soll doch wider den Herrn Magister Sievers eine Satyre geschrieben

haben. Dieses, deucht mich, ist etwas, das nicht den geringsten Schein der Wahrheit hat.

Aber was bemühe ich mich viel, durch allerhand Gründe diesen falschen Verdacht von mir abzulehnen? Ubi rerum testimonia adsunt non opus est verbis. Meine Schrift liegt vor jedermanns Augen. Ich biete allen meinen unbilligen Richtern Trotz, mir das geringste darinn zu zeigen, welches zur Beschimpfung des Herrn Magister Sievers gereiche. Man lese meine Vorrede, so wird man meine wahre Absicht erfahren.

Mein Zweck ist, meinem Nächsten mit meinem Talent zu dienen, und dem Herrn Magister Sievers nachzuahmen. Wer kann mich desfalls tadeln? Das Siegeszeichen des Miltiades machte dem Themistocles unruhige Nächte, und Cäsar seufzete, als er zu Cadix das Bildniß Alexanders des Grossen sahe, und bedachte, daß er in einem Alter, da dieser schon die halbe Welt bezwungen, noch nichts gethan hätte. Was ist es dann Wunder, daß ich, der ich unstreitig älter bin, als der Herr Magister Sievers, zu einer gleichen Nacheiferung angefeuret worden, da ich diesen vortreflichen Mann an den Ecken aller Buchläden in Effigie hängen gesehen? Ich habe mich dem-

nach unterwunden, seinen Fußstapfen zu folgen, und durch allerhand nützliche Schriften mich in den Stand zu setzen, daß ich mich auch einmal mit Ehren in Kupfer stechen lassen, und neben ihm hängen könnte.

Diese Begierde, dem Herrn Magister Sievers nachzuahmen, und demselben, so viel möglich, gleich zu werden, ist einzig und allein hinlänglich, mich bey allen, welche die Billigkeit lieben, ausser Verdacht zu setzen. Man ahmet gewiß keinem nach, den man nicht für vortrefflich hält; und was einer für vortrefflich hält, das wird er nimmer lächerlich zu machen suchen. Woher kömmt es dann, daß man mir eine so alberne Aufführung beymisset?

Ich sollte nicht meinen, daß es daher rühre, weil ich meine Schrift unter einem falschen Namen herausgegeben habe. Ich habe darinn viele vortreffliche Männer zu Vorgängern; und kluge Leute pflegen eine Schrift nach ihrem Inhalte, und nicht nach dem vorgesetzten Namen zu beurtheilen. Damit ich aber meinen Uebelwollenden das Maaß voll mache, will ich ihnen, aus Höflichkeit, auch die Ursachen von diesem meinen Verfahren kürzlich melden. Die Anmerkungen über

die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem sind meine erste Schrift. Eine Behutsamkeit, die allen angehenden Scribenten natürlich ist, bewog mich demnach, meinen wahren Namen zu verschweigen; um mit desto mehrerer Sicherheit, und weniger Gefahr zu vernehmen, was kluge Leute von meiner Arbeit urtheilen würden. Man hat meine Schrift gelesen: Man hat sie beurtheilet, und die Urtheile sind so ausgefallen, daß ich weiter keine Ursache habe, mich zu verbergen, ja fast gezwungen bin, mich kund zu geben. Denn da man einestheils meine Schrift gelobet, und einhällig gesaget hat, daß ich dem Herrn Magister Sievers glücklich nachgeahmet habe: so kann ich, ohne Gefahr einiger Schande, sagen, wer ich bin. Indem man aber anderntheils mir Schuld giebt, daß ich den Herrn Magister Sievers durch meine Nachahmung beschimpfen wollen: so bin ich genöhtiget, mich zu melden, und dieser Beschuldigung zu widersprechen. Ich finde in diesem Verfahren nichts, als Unschuld. Nachdem ich also auch diesen Stein des Anstosses aus dem Wege geräumet, und gewiesen habe, daß ich nicht gefährlicher Weise einen falschen Namen angenommen: so fahre ich weiter

fort, und frage diejenigen, die, ungeachtet ich in der Vorrede meiner Schrift meine Absicht aufrichtig und deutlich entdecket habe, mir dennoch den strafbaren Vorsatz beylegen, daß ich den Herrn Magister Sievers habe lächerlich machen wollen, was sie auf solche Gedanken gebracht hat? Glauben sie etwan meinen Worten nicht? Ich sollte es fast denken. Aber was bewegt sie denn zu diesem Mißtrauen? Bin ich denn für einen Lügner bekannt? Können meine Leser klagen, daß ich sie schon eher betrogen habe? Ich glaube es nicht: Denn ich habe ja sonst noch niemalen etwas drucken lassen. Ich kann also nicht ergründen, warum man so unglaubig ist. Will man dem unbilligen Verdacht, den man wider mich hat, einigen Schein geben: so muß man entweder voraus setzen, daß ich des Herrn Magister Sievers Feind bin, und daß folglich eine so grosse Hochachtung gegen denselben, als ich vorgebe, nicht von mir zu vermuhten sey; oder man muß auch weisen, daß in meiner Schrift Dinge enthalten sind, die mit der vorgegebenen Absicht derselben streiten. Beydes aber ist unerweislich. Ich habe die Zeit meines Lebens mit dem Herrn Magister Sievers keinen Streit gehabt; und daß ich

in meiner Schrift meinen vorgegebenen Absichten sollte entgegen gehandelt haben, das läuft wider den Augenschein.

Ich habe dem Herrn Magister Sievers nachahmen wollen; und alle Welt saget, ich habe es glücklich gethan. Ich bezeuge eine Hochachtung gegen den Herrn Magister Sievers; und darum ist meine ganze Schrift voll von seinem Lobe. Ich bewundere darinn seine Verdienste. Ich rette seine Ehre wider diejenigen, die seiner spotten. Wer dieses nicht siehet, der muß blind seyn.

Warum aber will man dann meinen Worten nicht trauen? Warum spricht man, ich suche den Herrn Magister Sievers zu beschimpfen? Es ist diese Einbildung so lächerlich und so offenbar irrig, daß ich mich fast entsehe, dieselbe weitläuftig zu widerlegen, und von Herzen bedaure, daß so viele weise und ehrwürdige Männer derselben Platz gegeben haben. Sie streitet augenscheinlich wider den ersten Grundsatz aller menschlichen Erkenntniß, nach welchem das, was einen Widerspruch in sich fasset, nicht wahr seyn kann. Ich wüßte nicht, was einander mehr entgegen seyn könnte, als Lob und Beschimpfung. Jenes ist eine Bewunderung und Ausbreitung der Vollkommen-

heit unsers Nächsten; diese ist eine Aufdeckung seiner Mängel. So wenig nun Vollkommenheit und Mangel bey einander stehen können: so wenig ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der eines andern Vollkommenheiten bewundernd ausbreitet, die Absicht haben sollte, eben durch diese Ausbreitung dessen Mängel aufzudecken.

Ich sehe vorher, daß viele, die nicht gerne ohne Ursache gelacht haben wollen, diesen meinen unumstößlichen Beweis, weil er ihrem Vergnügen entgegen ist, anfechten werden. Sie werden sagen: es sey bekannt, daß man durch ein verstelltes Lob einen aufs allerempfindlichste beschimpfen könne; und sey dieses eben das schlimmste an meiner Schrift, daß ich mich gestellet hätte, als suche ich den Herrn Magister Sievers zu loben, da doch in der That meine Absicht sey, ihn durch meine Lobeserhebungen lächerlich zu machen. Dieses ist ihre einzige Ausflucht. Darauf bestehen sie, und haben dadurch manches gutes Gemüht auf ihre Seite gebracht. Ich erschrecke aber vor diesem Einwurfe gar nicht, wie groß sie sich auch damit wissen; sondern antworte darauf mit der Freymühtigkeit, die ein gutes Gewissen giebet, in aller Kürze folgendes: 1) Daß es ein sehr lah-

mer Schluß ist, wenn man daher, daß etwas geschehen kann, folgern will, es sey wirklich geschehen: A posse ad esse non valet consequentia; und daß es 2) eine grosse Verwegenheit sey, wenn man sich zu einem Herzenskündiger aufwirft, und sich von den innersten Gedanken seines Nächsten zu urtheilen unterfängt.

Dieses kann zur Abfertigung derer, die mir diesen Einwurf machen, genug seyn. Ich bleibe dabey, daß ich, wie es der Augenschein giebt, den Herrn Magister Sievers nicht geschimpfet, sondern gelobet habe. Ich verlange mit Recht, daß man glaube, daß dieses im Ernst von mir geschehen sey, und daß man meine Worte verstehe, wie sie lauten. Wer diese Forderung für unbillig hält, der giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß er selbst die Billigkeit nicht liebe, und verdienet nicht, daß man sich weiter Mühe gebe, ihn zu bessern Gedanken zu bringen. Ich werde mich auch wenig bekümmern, ob diejenigen, die bishero von meinen Absichten so ungleich geurtheilet haben, nach diesem von ihrer ungegründeten Meinung abstehen werden, oder nicht. Ich habe meine Unschuld gründlich dargethan, und werde zufrieden seyn, wenn nur der Herr Magister Sievers seinen

wider mich gefaßten Zorn fahren lässet. Um dieses von ihm zu erhalten, nehme ich mir die Freyheit ihn allhier insbesondere anzureden.

Ich bitte ihn demnach, zu erwegen, daß ich in meiner ganzen Schrift nichts gethan habe, als daß ich ihn, nach Verdienst, gelobet. Meine Worte sind so klar, daß er dieses selbst nicht wird leugnen können. Er weiß, daß man, ohne dringende Noht, von den klaren Worten eines Scribenten nicht abweichen müsse. Diese Regel ist gründlich, daß auch unsere Gottesgelehrten dieselbe in Erklärung heiliger Schrift zum Grunde legen. Der Herr Magister Sievers weiß dieses so gut, als jemand in der Welt. Warum weicht er dann von meinen klaren Worten ab? Warum sucht er, mit Verwerfung des buchstäblichen Verstandes, einen geheimen Sinn?

Ich denke nicht, daß er sagen werde, es sey eine dringende Noht vorhanden, die ihn zwinge, dieses zu thun. Denn diese Antwort würde ihm gar nicht rühmlich seyn. Die einzige Ursache, warum man eine Schrift, in welcher jemand gelobet wird, für satyrisch hält, ist, wenn derjenige, der gelobet wird, von den guten Eigenschaften, wesfalls man ihn lobet, nichts, oder wohl gar

das Gegentheil an sich hat. Wenn ich demnach z. E. den Herrn Professor Philippi in Halle als einen grossen Redner und Poeten, und den Professor Girard wegen seiner Keuschheit gelobet hätte: so würde man mir nicht Unrecht thun, wenn man sagte, ich habe spotten wollen. Aber da ich an dem Herrn Magister Sievers nichts, als solche Tugenden, lobe, die er alle in einem hohen Grade besitzet: so hätte ich vermuhtet, man würde eher sagen, mein Lob sey für seine Verdienste noch zu geringe, als mich für einen Spötter halten. Gewiß diejenigen, welche dieses thun, müssen des Herrn Magister Sievers Freunde nicht seyn. So nachtheilig ihr Urtheil mir ist, so schimpflich ist es dem Herrn Magister. Denn der Satz, den sie zum Grunde deßelben legen, muß nohtwendig dieser seyn: Daß es unglaublich sey, daß einer den Herrn Magister Sievers im Ernst loben könne, weil er nichts lobenswürdiges an sich habe. Ich gebe dem Herrn Magister zu bedenken, ob sein ärgster Feind wohl was schlimmers von ihm sagen könne? Er mag selber urtheilen, ob er Ursache habe, auf mich, der ich ihn lobe, zu zürnen; oder auf diejenigen, welche sagen, das Lob, das ich ihm beylege, komme ihm nicht zu. Mich

deucht, es ist offenbar, daß nicht ich, sondern diese letzten, ihn beschimpfen. Ich kann mich dahero nicht genug wundern, wie der Herr Magister Sivers diesen Leuten Beyfall geben, und sich einbilden können, ich spotte seiner. Ihm, als einem Weltweisen, der es unstreitig in der Erkenntniß sein selbst hoch gebracht hat, muß die Grösse seiner Verdienste am besten bekannt seyn. Wie kann er also glauben, daß man seiner spotte, wenn man ihn lobt? Durch einen solchen Verdacht beleidiget er sich selbst.

Ich habe Ursache zu vermuhten, daß der Herr Magister Sievers, nach der ihm beywohnenden Scharfsinnigkeit, die Wahrheit dessen, was ich hier schreibe, einigermaßen erkenne. Denn ob man mir gleich anfangs gesagt hat, er sey so sehr auf den X. Y. Z. erbittert, daß er gegen ihn schreiben wolle: so ist dieses doch noch zur Zeit nicht geschehen. Ich glaube, er hat begriffen, daß er es nicht mit Ehren thun könne. Einen Menschen widerlegen, der uns lobet, heißt sich selbst schelten. Ich habe gesagt, der Herr Magister Sievers sey ein vortreflicher Mann, ein wackerer Mann; er sey scharfsinnig; seine Anmerkungen über die Pa-

sion würden gelobt u. s. w. Was hätte er mit Vernunft dawider sagen können, wo er nicht, zu seinem schlechten Ruhm, hätte behaupten wollen, er sey nichts weniger als ein vortreflicher, wackerer und scharfsinniger Mann, und seine Anmerkungen würden von jedermann getadelt? Ueberdem sind meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem an sich so beschaffen, daß er sie überhaupt nicht für läppisch ausgeben können, ohne seine eigene Arbeit zu schimpfen, weil sie derselben in allem ähnlich; und die darinn von mir vorgetragenen Wahrheiten insonderheit zu widerlegen, ist ebenfalls unmöglich. Ich möchte den sehen, der mir leugnen wollte, daß alle Menschen von Weibern gebohren werden; daß oft auf Niedersächsisch vaken heißt; daß die Jahreszeiten vor diesem eben so auf einander gefolget, als itzo, u. s. w. Dieses sind Wahrheiten, die eben so unstreitig sind, als diejenigen, welche wir in den Anmerkungen des Herrn Magisters lesen, wenn er z. E. behauptet, daß die Jüden bey Nacht Licht angezündet haben, um im Dunkeln desto besser zu sehen; daß ein Füllen auf Niedersächsisch Valen, und Zwilling Twesecke heißt, u. s. w.

Es hat demnach der Herr Magister Sievers sehr wohl gethan, daß er nicht wider mich geschrieben. Leute, die so schreiben, als wir, die sind unwiderleglich. Und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich diese Art der Passauischen Kunst von dem Herrn Magister gelernet habe. Ich danke ihm dafür, daß er mir durch sein Beyspiel zur Erkenntniß dieses bisher verborgenen Geheimnisses Anleitung geben wollen. Ich würde ihm aber noch mehr verbunden seyn, wenn er belieben wollte, alle die widrigen Gedanken, die er von mir hat, fahren zu lassen. Er kann versichert seyn, daß ich es redlich mit ihm meine, und daß diejenigen, welche vorgeben, ich habe den Herrn Magister lächerlich machen wollen, etwas sagen, daß ihm schimpflich ist.

Ich habe dieses so deutlich dargethan, daß ich hoffe, der Herr Magister werde endlich anders Sinnes werden, und nicht mehr wider mich, sondern wider diejenigen, eifern, die es verdienen. Sollte er aber, über Vermuhten, noch den Scrupel dabey haben, daß es doch gleichwohl nicht glaublich sey, daß die ganze Stadt so einmühtiglich sagen würde, meine Schrift sey eine Satyre, wenn es nicht wahr wäre: so bitte ich ihn, zu

er=

erwegen, daß die Menge der Irrenden einen falschen Satz nicht wahr mache. Multitudo errantium non parit errori patrocinium. Und überdem habe ich die Ehre, ihm zu sagen, daß es noch in Lübeck so unparteyische Gemüther gibt, die der falschen Einbildung, welche der größte Hause von meiner Schrift hat, widersprechen.

Ich hatte neulich bey dem Vogelschiessen der Klosterkinder die Ehre, eine verständige Matrone aus St. Annen Kloster zu sprechen, die sagte mir: Sie hätten in ihrem Kloster die Schrift des X. Y. Z. etlichemal mit Bedacht durchgelesen; aber niemand von ihnen hätte finden können, daß der Herr Magister Sievers darinn geschimpfet sey. Sie könnte sich also nicht genug wundern, wie der Herr Magister Sievers diese Schrift so übel aufnehmen können, und glaube ganz gewiß, es müßten böse Leute darunter stecken, die dem Herrn Magister Sievers das wohlverdiente Lob, welches der X. Y. Z. ihm beygeleget habe, nicht gönneten.

Ich kann nicht leugnen, daß dieses gegründete Urtheil eines so andächtigen, wiewohl verachteten, Häufleins mich inniglich erquicket hat. Ich scheue mich nicht, dasselbe allen falschen Deutun-

gen, die andere von meiner Schrift gemacht haben, entgegen zu setzen, und bitte den geneigten Leser, dasselbe nicht aus der Acht zu lassen. Man darf nicht meinen, die Leute in St. Annen Kloster hätten die verborgene Absicht meiner Schrift, wegen ihrer Einfalt, nicht einsehen können. Wer so denkt, der kennet diese Leute nicht. Seit dem der Herr Magister Sievers ihnen das Evangelium geprediget hat, weichen sie an Wissenschaft in der Theologie und Kirchenhistorie, und an Geschicklichkeit, von einem Buche zu urtheilen, dem Gelehrtesten nicht. Dieser gelehrte Mann läßt sich die Mühe nicht verdriessen, diese ehrbare Versammlung in das Innerste der Theologie zu führen. Er ertheilet ihr Nachricht von allerhand alten und neuen theologischen Büchern; er unterrichtet sie in den neuern Religionsstreitigkeiten, und lässet sogar die alten Ketzer, welches in diesen indifferentistischen und laulichten Zeiten was rares ist, nicht in der Erde ruhen.

Der Saame, den er ausstreuet, fällt auf ein gutes Land. Man redet nunmehre in St. Annen Kloster nicht mehr von Kleinigkeiten und gemeinen Dingen. Man spricht von Gnosticis, Valentinianern, Manichäern, Marcioniten, Donatisten,

Novatianern, Sabellianern, Photinianern, Arrianern, Nestorianern, von den tribus Capitulis, von Theodorus Mopsvestenus, von Aphtardoceten, Patripassianern, Monotheliten, Eutichianern, Priscillianisten, Rosenkreuzern, Wiedertäufern, Quäkern, und, mit einem Worte, von allen alten und neuen Ketzern. Man stellt sich vor, wie artig es wohl gelassen habe, als Simon der Zauberer den Hals gebrochen, und eine alte Badstube dem Cerinthus über den Kopf eingefallen sey, und also die Kirche von diesem Buben befreyet habe. Man schilt den Grotius, eifert wider Thomasius, flucht Gerhard und Dippeln, und läßt keinem Schwärmer für einen Heller Ehre. So groß ist die Einsicht und der Eifer dieser andächtigen Personen: und das ist kein Wunder; denn der Herr Magister Sievers predigt gewaltig.

Die Frau, mit welcher ich redete, versicherte mich, daß sie öfters, wann sie aus des Herrn Magister Sievers Predigten käme, wider Dippeln insonderheit so erbittert wäre, daß sie oft wünsche, den Buben vor sich zu haben, um ihm die Augen auszukratzen. Sie sagte mir ferner, daß dergleichen Gemühtsbewegungen in den Zuhörern des Herrn Magister Sievers nichts seltenes wären.

Sehen sie wohl, mein Herr, sprach sie, den Mann mit dem blauen Auge? Und indem sie dieses sagte, wiese sie mir einen wohlgekleideten Bürger, der unter dem Haufen stand. Dieser Mann, fuhr sie fort, hat eine Frau, die des Herrn Magister Sievers Predigten, die er zu St. Annen hält, fleißig besuchet, und aus selbigen einen so grossen Haß gegen die Ketzer, insonderheit gegen Dippeln, geschöpfet, daß sie, wo sie gehet und stehet, auf ihn flucht. Weil sie nun beständig mit so christlichen Gedanken umgehet: so muß es ihr neulich im Traume vorkommen, als zanke sie sich mit Dippeln; sie fängt also im Schlafe mit greßlicher Stimme an zu schreyen: O du schädlicher Unflat der höllischen Schmeißfliegen! schlägt um sich, und trifft ihren Mann auf das rechte Auge, daß es ihm braun und blau geworden ist.

Ich gebe einem jeden zu bedenken: Ob Leute, die das Glück haben, des Unterrichts eines Mannes zu geniessen, dessen Predigten so erstaunende Dinge wirken, und die in ihrem Glauben so wohl gegründet, und von den Rechten der Gläubigen wider die Ketzer so wohl unterrichtet sind, nicht Fähigkeit genug besitzen, von einer so schlechten

Schrift, als die meinige ist, zu urtheilen? und ob ich also nicht Ursache habe, mich auf sie zu berufen? Der Herr Magister Sievers kann das Urtheil der frommen und scharfsinnigen Matronen aus St. Annen Kloster um so viel weniger verwerfen, weil er zuerst seine Zuflucht zu diesen andächtigen Personen genommen, und ihnen seine Noht geklaget hat. Er muß also ihnen eine Fähigkeit zutrauen, von der Beleidigung, die ich ihm, seiner Meinung nach, zugefüget habe, zu urtheilen.

Ich sage nicht, daß er hieran übel gethan hat; aber ich möchte wünschen, daß er seine Klage in St. Annen Kloster mit einer grösseren Gelassenheit, als vielleicht geschehen seyn mag, angebracht hätte. Ich mache diese Sache ungerne wieder rege, und wollte was darum geben, daß es in meiner Macht stünde, den Fehler, den der Herr Magister Sievers in diesem Stücke begangen hat, gänzlich aus dem Gedächtnisse der Menschen zu reissen. Ich schreibe mit Verdruß davon. Quam vellem nescire literas! Aber ich kann unmöglich das verhehlen, was coram facie Ecclesiae und in einer grossen Versammlung geschehen ist; und die christliche sowohl, als die beson-

dere Liebe, womit ich dem Herrn Magister zugethan bin, treibt mich an, ihm mit aller Ehrerbietung, die ich ihm schuldig bin, zu sagen, daß er sehr übel gethan habe, zu St. Annen, auf öffentlicher Canzel, mich, den Drucker meiner Schrift, den Verkäufer derselben, und alle, die sie gelesen, zu verfluchen, und in den Abgrund der Hölle zu verdammen. Wenn ich Lust zu spotten hätte: so könnte ich wahrlich keine bessere Gelegenheit, als diese, wünschen. Ich könnte seine Klugheit loben, daß er seinen Eifer wider mich an einem Orte ausgeschüttet, wohin ich niemalen komme, nnd woselbst ich ihm, wenn ich gleich zugegen gewesen wäre, doch nicht antworten dürfen. Ich könnte sagen: Er habe versuchen wollen, ob ihm das Anathema Maharam Motha leichter auszusprechen sey, als die hebräische Ueberschrift des Kreuzes Christi. Ich könnte sprechen: Er habe durch sein Fluchen gewiesen, daß er ein guter Hacke werden würde, und aus keiner andern Ursache wider den X. Y. Z. einige Luftstreiche gethan, als um zu sehen, ob er eben so geschickt sey, den Hammer des Gesetzes gegen die Sünder zu gebrauchen, als das Schwerdt des Geistes wider die Ketzer zu führen. Ich könnte allerhand lä-

cherliche Unglücksfälle erzehlen, die mir begegnet, seit der Zeit ich unter seinem Fluche gestanden; und wenn ich der Mann wäre, wofür er mich hält, so thäte ich es. Allein ich bin ein Feind von solchen Thorheiten, und will mir die Freyheit nehmen, dem Herrn Magister seine Uebereilung im Ernste vorzustellen. Ich werde dieses, obgleich der Schimpf, den er mir angethan hat, weit grösser ist, als die Schmach, die er, seiner Meinung nach, von mir erlitten hat, seyn würde, und wenn er sich gleich in seiner Meinung nicht betröge, mit der Sanftmuht und Bescheidenheit thun, daß er zugleich aus meinen gegründeten Vorstellungen Nutzen schöpfen, und sich aus meinem Exempel, wo es ihm beliebt, wird erbauen können.

Ich bitte ihm demnach, zu bedenken: Ob er nicht, als ein Christ, zur Geduld in allem Leiden, und, als ein Geistlicher, andern mit einem guten Exempel vorzuleuchten, verbunden sey? Er weiß, daß man auch seine Feinde lieben, und die, welche uns fluchen, segnen müsse, und seine Zuhörer wußten es auch. Wie meinet er dann wohl, daß sie sich über seine Heftigkeit und über sein unartiges fluchen geärgert haben?

. . . tantae . . ne animis coelestibus irae?

haben sie unstreitig, wie wohl nur auf deutsch, gedacht: Ja sie würden sich darüber geärgert haben, und wenn auch die Beleidigung, die ihn so sehr ausser sich gesetzet hat, noch grösser wäre, als er sie sich, wie wohl ohne allen Grund einbildet.

Wir wollen den Fall setzen, ich hätte die Bosheit gehabt, zu schreiben: „Der Herr Magister Stevers, der sich vor grosser Begierde, berühmt zu seyn, nicht zu lassen weiß,

. . . et calet uno
Scribendi studio . . . . *).

hat die Paßion mit Anmerkungen herausgegeben. Diese Anmerkungen sind im höchsten Grade albern. Um dieses recht lebhaft vorzustellen, will ich die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem mit eben so läppischen Anmerkungen erläutern, und zugleich dem Herrn Magister Stevers wohlmeinentlich gerahten haben, sich hinführo des Bücherschreibens zu enthalten, und sich erst in den Wissenschaften, die einem Menschen der sich

---

*) Horat. Lib. II. Ep. I.

mit Ehren in der gelehrten Welt sehen lassen will, nöhtig sind, noch einige Jahre umzusehen," u. s. w.

Wir wollen, sage ich, den Fall setzen, ich hätte so geschrieben: so würde doch der Herr Magister Sievers, wie plump auch das Compliment gewesen wäre, und wie sehr ich auch der Wahrheit sowohl, als dem Herrn Magister dadurch zu nahe getreten hätte, nicht christlich gehandelt haben, wenn er mich desfalls auf der Canzel hätte verfluchen wollen. Es wären dieses kleine Händel zwischen uns beyden gewesen, um welche sich kein Mensch in der Welt, am wenigsten die Leute in St. Annen Kloster, zu bekümmern gehabt hätten, und die gar nicht auf die Canzel gehören. Ja es würde dem Herrn Magister gar nicht erlaubt gewesen seyn, einen so heiligen Ort mit solchen Kleinigkeiten zu entweihen, und wenn er gleich schon ein berufener und verordneter Diener des Worts wäre. Auch ein ordentlicher Prediger ist nicht befugt, seine eigenen Händel auf die Canzel zu bringen. Thut er es, so klopft man ihm in allen wohl eingerichteten Staaten auf die Finger. Was meint also der Herr Magister Sievers wohl, daß er vor einen Verweis würde zu gewarten ge-

habt haben, wenn diejenigen, welche ihm densel- ben zu geben berechtiget sind, seinen Fehler nicht gütig übersehen hätten; theils weil er denselben zu einer Zeit begangen hat, da er nicht bey sich selbst war: Ira furor brevis est; theils weil sie wußten, daß man einen Betrübten nicht noch mehr betrüben müßte? Ich habe mich nicht entbrechen können, durch diese ehrerbietige und glimpfliche Vorstellung dem Herrn Magister Sievers zu zei- gen, wie sehr er sich vergangen hat. Er kann glauben, daß es mir in der That sauer angekom- men ist, einen Mann, der so viel Gutes an sich hat, und den ich, seiner Vortrefflichkeit wegen, so hoch schätze, einer Uebereilung zu beschuldigen. Ich befürchte so wenig, daß er die Erinnerung, die ich ihm aus gutem Herzen gebe, übel aufneh- men werde; daß ich vielmehr mir die Hoffnung mache, es werde die Freymühtigkeit, mit welcher ich ihn bestrafe, ihm den ungegründeten Verdacht, als ob ich ihm durch ein hämisches und gezwun- genes Lob zu schaden gesuchet hätte, gänzlich be- nehmen. Die Aufrichtigkeit, die ich hier beweise, ist so groß, daß sie mich hoffentlich nicht nur in dem Gemühte des Herrn Magister Sievers recht-

fertigen, sondern auch andere bewegen wird, von meinen Absichten milder zu urtheilen.

Die gewisse Rechnung, die ich mir darauf mache, macht mich so kühne, daß ich meinen Namen, nach welchem so viel Fragens gewesen ist, und den der Herr Magister Sievers insonderheit so sehnlich zu wissen verlanget hat, ungescheut nenne; doch nur auf eine Art, daß es den meisten schwer fallen wird, ihn zu errahten. Man sage nicht, daß ich daran ungeschickt handele. Man würde dazu berechtiget seyn, wenn ich mit jemand anders, als mit dem Herrn Magister Sievers, zu thun hätte. Einem Manne, der seinen Talmud so fertig als seinen Abendsegen, lieset, entdecke ich mich deutlich genug: der wird einen deutschen Namen leicht ohne Puncte lesen können. Der Herr Magister Sievers siehet also ohne Mühe, wer ich bin, und wie ich heisse. Ich weiß wohl, der Herr Magister Sievers hat sich verlauten lassen, er wolle, wenn er nur wüßte, wer ich wäre, mich dergestalt abwürzen, daß ich bereuen sollte, mit ihm angebunden zu haben: Aber diese Drohung macht mir keinen Kummer. Ich habe die Unschuld meiner Absichten so deutlich dargethan, daß ich von der Billigkeit des Herrn Magisters

hoffen kann, er werde mich wieder zu Gnaden annehmen, und seinen Eifer wider diejenigen lehren, deren unbesonnenes Urtheil von meiner Schrift ihn anfangs wider mich in Harnisch gejaget. Wir sind Freunde. Valeant qui inter nos dissidium volunt.

Sollte ich mich aber in meiner Hoffnung betrogen sehen: so werde ich zwar nicht wieder auf die verzweifelten Gedanken verfallen, ein Medicus zu werden; denn ich hoffe, daß meine Unschuld wenigstens meinen Gönnern in die Augen leuchten wird; doch will ich es auf den Fall hiemit verredet haben, jemalen wieder etwas drucken zu lassen. Ich müßte nicht klug seyn, wenn ich mich ferner in Gefahr setzen wollte, von jedermann aufs unbarmherzigste gerichtet zu werden. Ich merke wohl, daß es mit solchen Leuten, als der Herr Magister Sievers und ich, nicht anders beschaffen ist, als mit den Invaliden. Die thun noch gute Dienste in Festungen; aber ins Feld kommen sie nicht. Uns läßt es wahrlich auch nicht besser, als wenn wir bis am Gürtel wenigstens, bedeckt stehen. Hinter einer Brustwehr, und sollte sie auch nur von Holz seyn, thun wir Thaten. Wagen wir uns ins freye Feld, so sind wir ver-

lohren. Wir haben es, deucht mich, beyde erfahren: Noch habe ich es einmal versuchen wollen. Gehts mir diesesmal nicht gut: so will ich hinfort in meinem Elemente bleiben, und alle meine Weisheit auf der Canzel auskramen.

„C'est là que bien ou mal on a droit de tout dire *).

Wie manchmal habe ich nicht Sachen auf der Canzel vorgebracht, die gewiß nicht klüger gewesen sind, als meine Anmerkungen, an welchen ein jeder zum Ritter werden will, und es hat kein Hund oder Hahn darnach gekräbet? Ich mag schwatzen, was ich will, man hört mir andächtig zu; man seufzt; man weint nach Gelegenheit, und wann die Predigt aus ist, so lobt man mich. Das macht die anständigen Gebärden, und der Ton der Stimme giebt unsern Worten, wann wir auf der Canzel stehen, eine Annehmlichkeit, die ihnen fehlt, wenn sie zu Papier gebracht sind, und der Ort, an welchem wir reden, samt unserer Kleidung, wirket in den Gemühtern unserer Zuhörer eine Ehrerbietung, die sie antreibet, alles, was wir sagen, für gut zu halten, und welche sie nicht

---

*) Boileau Sat. I.

haben, wenn sie uns nicht vor sich sehen, sondern nur unsere Schriften lesen. Un predicateur, sagt der *P. Malebranche dans sa recherche de la verite T. I. Liv. I. Ch* 18. a raison dans tout ce qu'il avance, et il n'y a pas jusqu'à son colet, et à ses manchettes qui ne prouve quelque chose. Ich will also bey meinem Leisten bleiben. Ich will predigen, und das Bücherschreiben andern überlassen. Es wäre was gutes, wenn der Herr Magister Sievers einen gleichen Entschluß fassen wollte. Er könnte dadurch vieler Verdrießlichkeiten überhoben seyn. Ich gestehe, die gelehrte Welt würde an uns beyden viel verliehren; aber wer kann ihr helfen? Sie würde es ihr selbst zu danken habe. Denn warum begegnet sie uns nicht besser?

Nun muß ich noch, ehe ich schiesse, ein Wort im Vertrauen mit derjenigen Art meiner Tadler reden, die sich, ohne von meinen Absichten zu urtheilen, einige Fehler in meiner Schrift zu entdecken einbildet. In dieser Classe setze ich diejenigen oben an, die sich daran ärgern, daß ich in meiner Vorrede geschrieben: Geschicht das am grünen Holze, was will am dürren werden? und

in der Entschuldigung an den Leser gesagt habe: Niemand verachte meine Jugend.

Sie bilden sich ein, dieses sey ein unverantwortlicher Mißbrauch der heiligen Schrift. Ich gestehe, diese Censur hat mich sehr befremdet, und ich weiß fast nicht, was ich darauf antworten soll. Kaum kann ich mir einbilden, daß es Ernst damit sey. Denn es ist schwer zu begreifen, wie kluge Leute ihre Gottseligkeit so gar hoch treiben können. Wenn ich also arg wollte: so könnte ich die Herren, die sich so gar ohne Ursach an meiner Schrift geärgert haben, ziemlich lächerlich machen. Aber auch bey dieser Gelegenheit zu zeigen, wie wenig ich zum spotten geneigt sey: so will ich ihnen ihre Scrupel mit aller Sanftmuht zu benehmen suchen, und ernsthaft mit ihnen reden.

Es verdienet auch überdem ihr zärtliches Gewissen mehr ein Mitleiden, als daß man darüber lache. Ich bedaure sie von Grund meiner Seelen. Sie setzen sich durch ihre gar zu grosse Heiligkeit in den Stand, daß sie, ohne Gefahr zu sündigen, nicht einmal Essen und Trinken fordern können. Plagt sie der Durst, so dürfen sie nicht sagen, daß sie dürste. Und wann sie auf Reisen in ein Wirthshaus kommen, ist es ihnen nicht erlaubt zu fra-

gen: Habt ihr nichts zu essen? Leute, mit denen es so beschaffen ist, die sind vor andern eines liebreichen Unterrichts würdig; und ich mache mir ein Gewissen, sie auszuhöhnen.

Ich bitte sie demnach zu bedenken, daß dasjenige, was ich vom grünen Holze gesaget habe, ein Sprichwort sey. Unser Heyland hat sich desselben bedienet, das weiß ich wohl: Aber ich sollte nicht meinen, daß dadurch die Natur dieses Sprichworts geändert sey, und das menschliche Geschlecht etwas von seinem Recht auf dasselbige verlohren habe. Ich glaube also nicht, daß es eine Sünde sey, sich desselben zu bedienen, und das um so viel weniger, weil auch die andächtigsten alten Weiber sich kein Gewissen darüber machen.

Was das anlanget, daß ich gesaget habe: Niemand verachte meine Jugend: so möchte ich wohl von den gewissenhaften Personen, die mir dieses zur Sünde deuten, belehret seyn, wie ein Mensch, der sagen will, man solle ihn seiner Jugend wegen nicht verachten, seine Worte ordnen müsse, wenn er sich nicht versündigen will. Ich vor meine Person wußte es nicht kürzer und deutlicher auszudrücken, und kann nicht davor, daß Luther

eine

eine gewisse Stelle in den Briefen Pauli eben so übersetzet hat. Ich halte es für eine gar zu grosse Beschwerlichkeit, allezeit, wenn man etwas reden oder schreiben will, die Nase in der Concordanz zu haben, um zu sehen, ob die Redensarten, der man sich bedienen will, auch in der Bibel stehen. Meine heiligen Richter müssen dieses thun, falls man nicht muhtmaßen soll, daß es mit ihrem engen Gewissen nicht viel zu bedeuten habe. Ich beklage sie desfals und gehe weiter. Doch muß ich noch demjenigen - - - hiatus in MSt. - - - Ich habe in meinen Anmerkungen S. 26. gemuhtmaßet, Jesus Anani sey, weil er eines gemeinen Mannes Sohn gewesen, zu Fuße nach Jerusalem gegangen: diese Muhtmaßung will einem gelehrten und berühmten Manne in Sachsen nicht gefallen. Er hat mir die Ehre gethan, desfalls an mich zu schreiben, und die Höflichkeit, mit welcher er meine Meinung bestreitet, verdienet, daß ich sie öffentlich lobe. Ich war willens, seinen Brief, weil er viele besondre Anmerkungen in sich fasset, hier ganz einzurücken; aber da derselbe durch und durch mit Lobeserhebungen, der ich mich ganz unwürdig schätze, angefüllet ist: so hat es mir meine Demuht nicht zulassen wollen. Meine

Leser werden zufrieden seyn, wann ich ihnen sage, daß der gelehrte Mann behauptet, Jesus Anani sey nicht zu Fuße nach Jerusalem gegangen, sondern er habe dem Postknecht ein Trinkgeld gegeben und sich vor dem Thor auf die Post gesetzt. Folglich sey er nach Jerusalem gefahren. Ob ich nun gleich vieles wider die Zeugnisse der Scribenten, aus welchen er dieses zu beweisen suchet, einzuwenden hätte: so will ich mich doch lieber bemühen, unsere Meinungen zu vergleichen, als mit einem so vortrefflichen Manne über eine Sache von so weniger Wichtigkeit zanken. Wir haben, deucht mich, beyde recht. Jesus Anani hat sich unterwegens auf die Post gesetzet, und, so lange er auf der Post gesessen, ist er nicht gegangen. So weit hat mein Gegner Recht. Aber ich glaube, dieser geschickte Mann wird mir auch nicht streiten, daß Jesus Anani vor dem Thor zu Jerusalem absteigen müssen. Denn dieses müssen sich alle diejenigen gefallen lassen, die der Postknecht für ein Trinkgeld aufnimmt. Und auf solche Art wäre dieser Streit gehoben.

Ich eile zum Ende, und will dahero dasjenige, was ausser diesem noch an meiner Schrift getadelt worden, nur mit ein paar Worten untersuchen.

Einige haben mich desfalls einer Grobheit beschuldigen wollen, daß ich in meinen Anmerkungen gesaget habe, was Kühmist und Unflat auf Niedersächsisch heisse. Die Sittsamkeit dieser gar zu feinen Leute kömmt mir eben so wunderlich vor, als die übergrosse Heiligkeit derer, die sich einbilden, ich mißbrauche der Schrift; und ich wüßte sie auch an meinem Bruder nicht zu billigen. Sehen sie dann nicht, daß ich nichts mehr thue, als daß ich anführe, was in meinem Codice MSt. stehet? Mich deucht nicht, daß es billig ist, mir zuzumuhten, daß ich salva venia dabey setzen sollen.

Doch vielleicht ist ein solcher Codex MStus nicht in der Welt. Ich weiß wohl, es giebt Leute, welche vorgeben, ich äffe meine Leser, wenn ich meinen Codicem anführe. Aber diese Herren müssen andere Leute nach sich selbst beurtheilen. Ich bin nicht der Mann, der andern etwas vorzulügen fähig ist. Was ich sage, daß kann man glauben. Und wer meinen Worten nicht trauet, der komme zu mir: so will ich ihm meinen Codicem weisen.

Nachdem ich also alle ungleiche Urtheile, die von meiner Schrift gefället worden, beantwortet

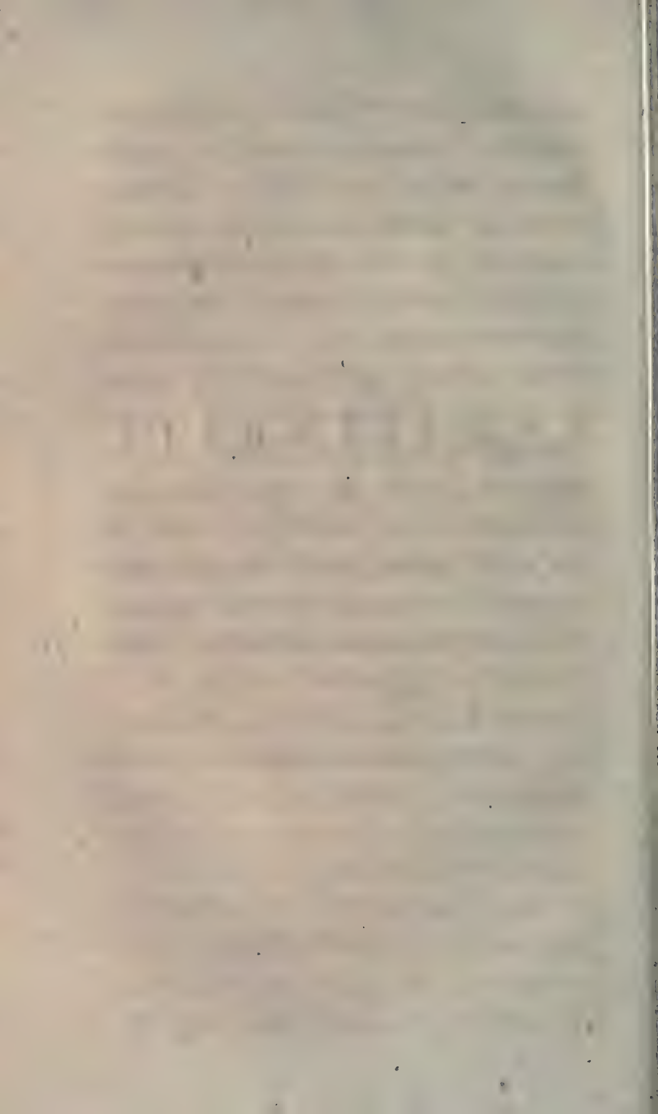
habe: so bitte ich zum Beschlusse meine Leser nochmal, das, was ich geschrieben, wohl zu beherzigen. Ich schmeichele mir mit der Hoffnung, daß Unparteyische die Gründlichkeit meiner Verantwortung einsehen, und mir Recht wiederfahren lassen werden. Bin ich so glücklich, so werde ich mich wenig daran kehren, was die Einfältigen von mir und meiner Schrift urtheilen. Ich bin zufrieden, wenn nur der Herr Magister Sievers und der klügste Theil dieser Stadt eine gute Meinung von mir haben. Der Rest mag sagen, was ihm beliebt: doch warne ich meine Lästerer zum Beschlusse wohlmeinentlich, es nicht gar zu bunt zu machen. Ich bin von Herzen fromm; aber macht man mich böse, so tauge ich auch nicht viel.

- - - - - - at ille,
Qui me commorit (melius non tangere clamo)
Flebit, et insignis tota cantabitur urbe *).

---

*) Horatius Lib. II. Sat.

Anmerkungen.



I.

Ueber die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Seeligkeit.

Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an den Herrn M. C.

Diese Liscovsche Schrift, eine der frühsten des Verfassers, ist keine persönliche Satyre. Sie umfaßt einen allgemeinen Gegenstand, und hatte daher zu seiner Zeit auch ein allgemeineres Interesse, als vielleicht die meisten seiner übrigen Satyre, worin er nur über die Verirrungen des Geistes einiger Individuen spottet.

Liscov hat in diesem Aufsatz die Absicht gehabt, die Drehungen und Wendungen solcher Personen nachzuahmen, welche an und für sich gute nur von ihnen falsch verstandene Säze übertrei-

ben. Daß er hierin nicht unglücklich gewesen, wird jeder Uneingenommene gern zugestehn.

Jetzt ist freilich der Gegenstand von viel geringerem Interesse, als er im Jahr 1730 seyn mußte. Die Ironie ist wohl eher etwas derb als fein, in welche er hier hinter der Maske eines orthodoxen Magisters Sebastian Zänkers, die Albernheit und Uebertreibungen belacht, welcher sich in jener Zeit viele protestantischen Religionslehrer im Streite mit Katholiken, Pietisten, Herrenhuter und andern zu Schulden kommen ließen, wenn sie das zünftige Symbol in der Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hatten; doch hat ihn der Geist der Satyre an einigen Stellen zu Uebertreibungen verleitet, wodurch man auf den Gedanken kommen kann, daß er den rechten Verstand der Lehre von der Unnützlichkeit der guten Werke selbst nicht völlig ergründet habe. Vorzüglich auffallend ist in dieser Hinsicht was er S. 14. schreibt.

„Ich glaube, daß bis auf die Zeiten des seligen Luthers ein Jeder, der die Schrift gelesen, sich eingebildet habe, Gott verlange von uns, daß wir seine Gebote halten sollen, und setze voraus, daß wir dazu geschickt wären; allein dieser theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthume ge-

rissen, der vielleicht so alt war, als sie selbst, indem er in seinem Buche de Servo Arbitrio sehr wohl angemerkt, daß diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da Gott Etwas zu gebieten und zu verbieten scheint, nicht anders, als einen schimpflichen Vorwurf unsers Unvermögens in sich fassen. Nach diesem Begriffe unsers seligen Vaters Luther kann man die Absicht Gottes in Gebung des Gesetzes völlig einsehen, wenn man sich nur vorstellt, was einer sagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffordert."

Wenn auch Luther und andere Theologen in der Heftigkeit des Streits solche ungeschickte Erklärungen und Gleichnisse gebraucht haben; so ist doch die in den öffentlichen Bekenntnißbüchern enthaltene Lehre von guten Werken nicht nur erträglicher; sondern auch vernünftig und schriftmäßig. Luther selbst hat sich häufig deutlich genug erklärt, wie er die Worte verstehe: der Glaube allein macht seelig. „Warum? (so fragt er einst; und die Antwort ist:) Er bringet den Geist mit sich, der alle gute Werke mit Lust und Liebe thut, und alle Gottes Gebot erfüllet. — Ist der Baum gut und grün, er schlägt aus, und bringt Früchte und Blätter; die Natur giebts; ich darfs

ihm nicht gebieten, und zu ihm sagen: hörst du Baum trage Aepfel! — Gute Werke machen nicht den Christen; sondern der Christ macht gute Werke, u. s. w. —

Doch Liscov hatte sehr Recht, die groben Zeloten seiner Zeit scharf zu strafen.

II.

Ueber die Entstehung der drey satyrischen Aufsätze:

1) Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem; mit kurzen, aber dabey deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn M. Heinrich Jacob Sievers, erläutert, als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Paßion ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. Frankfurt und Leipzig 1732.

2) Schreiben des Ritters Clifton an einen gelehrten Samojeden, oder Vitrea fracta, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Jan. st. v. 1732. auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzet. Frankfurt und Leipzig, 1732.

3) Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. Oder L—r—s H—rm—n B—ckm—st—rs, Rev. Minist. Candidati, aufrichtige Anzeige der Ursachen die

ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des (S. T.) Herrn Magister Sievers, imgleichen zur Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert. Leipzig, 1733. hat sich Liscov selbst ausführlich erklärt. Es ist der beste Commentar zu diesen Schriften.

„Der erste, mit dem ich verfiel," schreibt er: „war der Herr Magister Sievers, ein junger Mensch, aus Lübeck gebürtig, woselbst sein Vater Cantor war. Eine gar zu vortheilhafte Einbildung von der Grösse seiner Gaben, die an sich nicht zu verachten waren, hatte in ihm von Jugend auf eine Begierde gewirket, seinem Nächsten zu dienen, die grösser war, als sein Vermögen. Er ward ganz frühe Meister der freyen Künste, unterrichtete die studirende Jugend zu Rostock, und theilte der Welt in kurzer Zeit eine solche Menge Schriften in gebundener und ungebundener Rede mit, daß er schon in seinem 21sten Jahre im Stande war, eine Sammlung derselben in zween Octavbänden heraus zu geben."

„Alle diese Schriften waren nicht weit her, und aufs bescheidenste davon zu reden, nichts anders, als ein Mischmasch gemeiner, unreifer, und gutentheils gestohlner Gedanken, die entweder, mit vieler Mühe, in deutsche Reime gezwungen, oder durch ein plattes und barbarisches Küchenlatein noch mehr verstellet waren."

„Ich las sie, und lachte darüber, wie viele andere; aber es kam mir nicht in den Sinn, gegen den Herrn Magister Sievers zu schreiben. Ich hielte dieses der Mühe nicht wehrt. Und so war ich noch gesinnet, als er im Jahre 1732 die Paßion mit Anmerkungen herausgab. Diese Anmerkungen waren so läppisch, daß ich noch nicht begreifen kann, wie der Herr Magister Sievers es wagen mögen, einen so ehrwürdigen Text damit zu schänden. Indessen hätte er es meinetwegen noch ärger machen mögen. Ich bekümmerte mich so wenig um ihn und seine Schriften, daß ich mir nimmer die Mühe würde genommen haben, ihn zu demühtigen, wenn er nicht selbst, auf gewisse Maasse, Gelegenheit dazu gegeben hätte."

„Seine Anmerkungen über die Paßion waren kaum heraus gekommen: so wurden sie in dem hamburgischen Correspondenten recensirt. Diese

Recension war zwar satyrisch, aber dabey so fein und höflich, daß der Herr Magister Sievers, wenn er nicht gar zu sehr von sich selbst wäre eingenommen gewesen, sich unmöglich darüber hätte entrüsten können, und ich war so unschuldig daran, als der Herr Magister Sievers selbst. Allein der Herr Magister Sievers war gar zu empfindlich. Er zog sich die ihm angethane Beschimpfung zu schmerzlichem Gemühte: er ließ einen trotzigen Aufsatz in das 33ste Stück des hamburgischen Correspondenten rücken, in welchem er den Verfasser der anzüglichen Recension einen boshaftigen und neidischen Menschen nennete, und sein Unstern wollte, daß er, ohne alle Ursache und wider alle Wahrscheinlichkeit, mich für den Urheber dieser unglückseligen Recension halten mußte."

„Ich suchte ihm diesen ungegründeten Verdacht zu benehmen, und ließ ihn durch Leute, die mit ihm umgingen, versichern, daß ich an der Recension seiner Anmerkungen über die Paßion keinen Theil hätte; allein es half alles nichts. Er blieb dabey, ich sey sein Verfolger, und sprach in allen Gesellschaften lästerlich von mir. Dieses wäre genug gewesen, einen andern in Harnisch

zu sagen; aber ich war so gelaßen, daß ich ihn sprechen ließ, und gedachte an keine Rache."

„Wie indessen zu der Zeit jedermann in Lübeck von dem neuen Buche des Herrn Magister Sievers redete: so kam ich auch mit einem meiner Freunde davon zu sprechen. Wir wunderten uns, daß ein sonst nicht unvernünftiger Mensch sich nicht schämete, der Welt so kindische Anmerkungen vorzulegen. Wir entschuldigten ihn mit seiner Jugend, und ich sagte unter andern, daß es mir, wenn ich so schreiben wollte, als der Herr Magister Sievers, ein leichtes seyn sollte, alle 24 Stunden ein Buch zu machen. Man frug mich, wie ich das anfangen wollte? Ich antwortete: Ich dürfte nur die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, welche der Herr Magister Sievers seiner erläuterten Paßion angehänget hatte, nehmen, und Anmerkungen darüber machen."

„Dieser Einfall gefiel meinem Freunde so wohl, daß er mich bat, denselben zur Wirklichkeit zu bringen. Ich that es, und war in weniger als 24 Stunden mit meinen Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem fertig. Meine Absicht war noch nicht, daß diesel-

ben gedruckt werden sollten. Ich schickte sie meinem Freunde, zu seiner Privatbelustigung, zu, und dabey wäre es geblieben, wenn meine Schrift nicht einem andern guten Freunde in die Hände gerahten wäre. Dieser behielte sie, und ließ sie drucken; welches ich vielleicht würde verhindert haben, wenn der Herr Magister Sievers sich bescheidener aufgeführet, und mich durch sein loses Maul nicht wider sich gereizet hätte."

„Auf solche Art kamen meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem ans Licht. Sie sind meine erste Schrift wider den Herrn Magister Sievers."

„Die andere Schrift, welche ich wider den Herrn Magister Sievers geschrieben habe, ist das Schreiben des Ritters Robert Clifton an einen gelehrten Samojeden rc. Ich versprach dieses Schreiben in dem Verzeichnisse meiner Schriften, welches ich, nach Art des Herrn Magister Sievers, meinen Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem angehängt hatte. Ich glaubte aber nicht, daß ich dieses Versprechen jemals erfüllen würde."

„Der Herr Magister Sievers wollte mit aller

Gewalt ein Naturkündiger seyn. Ich weiß nicht, ob diese Begierde eine Frucht, oder eine Ursache der unverdienten Ehre war, die ihm die königl. preußische Societät der Wissenschaften erwarb. So viel ist gewiß, daß er, nachdem ihn diese berühmte Gesellschaft, aus Ursachen, die ihr allein bekannt sind, zu ihrem Mitgliede erkohren hatte, beständig an dem Ufer der Ostsee herum irrete, und bunte Steine suchte. Die er fand, ließ er sogleich in Kupfer stechen, schrieb ein lateinisches Briefchen dabey, und versandte sie in ganz Deutschland an unterschiedene berühmte Männer. Dieses war nun freylich ein bequemes Mittel, ohne große Unkosten in der Welt bekannt zu werden: Allein ich hielte es doch für Kinderey, von einem jeden bunten Quark so viel Aufhebens zu machen, und wollte dem Herrn Magister Sievers dieses durch den Titel des Schreibens des Ritters Clifton an einen gelehrten Samojeden, auf eine höfliche Art, zu verstehen geben. Ich nannte zu dem Ende die Betrachtungen dieses Ritters über eine gefrorne Fensterscheibe, Vitrea fracta, oder nichtswürdig, läppisch Zeug. Der musicalische Stein, den der Herr Magister Sievers gefunden hatte, gab mir vornehmlich Anlaß dazu. Man machte viel Werks

aus diesem Stein, auf welchem man sich musicalische Noten zu entdecken einbildete. Das Gerücht desselben erschallete weit und breit; ja man hat gar gesaget, der verstorbene König von Polen habe ihn nach Dresden in die Kunstkammer verlanget. Er soll auch, nachdem ihn der Herr Magister Sievers vorher, in perpetuam rei memoriam, abmahlen lassen, wirklich dahin geschicket seyn. Ich habe diesen Stein nicht gesehen; aber nach dem Kupfer zu urtheilen, so muß man just eines Cantors Sohn seyn, um Noten darauf zu sehen."

„Indessen war ich nicht gesonnen, ein solches Schreiben an einen Samojeden, als ich versprochen hatte, wirklich zu verfertigen. Ich hätte es bey dem Titel bewenden lassen, wenn man mir nicht in einer Gesellschaft gesaget hätte, die Erfüllung meines Versprechens sey schlechterdings unmöglich. Ich hielte mich Ehren halber verbunden, das Gegentheil zu behaupten, und fing, von der Zeit an, auf meine Fensterscheibe zu sinnen. Es gelung mir einmal des Morgens beym Tee, ein Blättchen Papier mit so viel wunderlichen Figuren zu bemahlen, als ich zu meinem Zweck nöthig zu haben vermeinte. Das war das wichtigste. Mit dem Schreiben an den Samoje-

den ward ich bald fertig. Es wurde gedruckt, und der Herr Magister Sievers hatte den Verdruß, auch sogar seinen Naritätenkasten, den Grund aller seiner Hoffnung, und den einzigen Trost in seinen Nöthen, lächerlich gemacht zu sehen. Er ward zwar in dem Schreiben an den Samojeden nicht genennet; allein er merkte doch wohl, daß es auf seine bunten Steine gemünzet war, und daß Magister Makewind niemand anders seyn konnte, als er selbst. Er fand sich aber auch in dieses Unglück, that vor wie nach groß, und fluchte und drohete seinen Verfolgern."

Diese Ausführung machte, daß ich so viel weniger Bedenken trug, die dritte Satyre gegen ihn zu schreiben. Der Herr Magister Sievers war zu der Zeit, als meine Anmerkungen über die Geschichte der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem heraus kamen, so wenig Meister von seinen ersten Bewegungen gewesen, daß er mich in St. Annen Kloster, auf öffentlicher Canzel, verfluchet, und in den Abgrund der Hölle verdammet hatte. Viele Leute, und insonderheit gewisse einfältige und mürrische Priester, hegten ein so unvernünftiges Mitleiden mit dem Herrn Magister Sievers, daß sie das, was ich wider denselben vor-

genommen hatte, für ein strafbares Beginnen hielten, und meine Schriften für schändliche Pasquillen ausriefen, und einige wollten darinn einen strafbaren Mißbrauch biblischer Redensarten entdecket haben. Ich hielte für nöthig, sowohl den Herrn Magister Sievers wegen seines unbesonnenen Eifers, als auch die elende Schaar seiner gar zu mitleidigen Freunde, und andere unbillige Richter meiner Schriften, wegen ihrer lächerlichen Urtheile, zu züchtigen, und verfertigte zu dem Ende eine eigne Schrift, welche in dieser Sammlung die dritte ist."

„Ich gab ihr den Titel: Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. rc. und stellte mich, als wenn ich mich dem Herrn Magister Sievers entdecken wollte: weil derselbe öfters gesaget hatte, er wollte seinem Gegner schon antworten, wenn er nur wüßte, wer es wäre. Da es nun aber meine Absicht gar nicht war, dem Herrn Magister Sievers meinen rechten Namen zu sagen: so borgte ich so lange einen fremden, und Herr Lucas Herrmann Backmeister, ein gelehrter Candidatus Ministerii, der sich durch seinen stillen und unschuldigen Wandel, durch seine sittsamen Gebehrden, und durch die besondere Höflich-

keit seiner Sitten, von vielen seines gleichen, auf eine ihm sehr vortheilhafte Art, unterscheidet, mußte den seinigen hergeben."

„Ich war genöthiget, zu einem Candidato Ministerii meine Zuflucht zu nehmen, weil ich mich auf dem Titel meiner Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem für einen Candidatum Ministerii ausgegeben hatte, und glaubte nicht, daß man mir dieses übel deuten würde; zumal, da ich die Bescheidenheit gebrauchte, mich nur bloß der stummen Buchstaben des Namens des Herrn Backmeisters zu bedienen, auf welche ich eben so viel Recht zu haben vermeinte, als dieser ehrliche Mann, ohne mich an den Lautbuchstaben desselben, die doch die Seele eines Namens sind, und ohne welche die stummen Buchstaben nichts bedeuten, im geringsten zu vergreifen. Allein, ich habe nachdem erfahren müssen, daß nicht nur der Herr Backmeister, sondern auch andere, mir dieses höchstens verdacht haben. Ich finde nicht nöthig, mich gegen diese letzten zu vertheidigen. Denn gegen diejenigen, die den Herrn Backmeister niemalen gesehen haben, getraue ich mir nicht, mein Verfahren zu rechtfertigen, und diejenigen, welche

die Ehre haben, diesen wackern Mann von Person zu kennen, die werden mir, wenn sie denselben nur einmal recht betrachten, den Fehler, den ich begangen habe, gerne vergeben. Den Herrn Backmeister aber, der allein berechtiget ist, sich über den Mißbrauch seines Namens zu beschweren, bitte ich hiemit öffentlich um Vergebung. Ich bekenne, ich habe mich an ihm versündiget; allein die Freyheit, die ich mir in Ansehung seines Namens genommen habe, hat ihm so wenig geschadet, daß er gar keine Ursache hat, auf mich zu zürnen. Keine Seele in Lübeck hat jemals den geringsten Verdacht auf ihn gehabt, daß er die Schrift, für deren Urheber ich ihn ausgab, gemacht hätte. Die ganze Stadt hielt dieses für schlechterdings unmöglich. Da er nun unstreitig zu dem auserwählten Häuflein derjenigen gehöret, die meine Schriften, als ärgerlich und gottlos, verdammen: so muß er nohtwendig die allgemeine Ueberzeugung von seinem christlichen Gemühte, die eine grosse und volkreiche Stadt so einmühtig an den Tag gelegt hat, für seinen höchsten Ruhm achten, nnd es mir noch Dank wissen, daß ich ihm zu diesem öffentlichen Zeug-

nisse von seiner ausnehmenden Tugend verholfen habe.“

„Uebrigens kam diese Schrift, der ich des Herrn Backmeisters Namen vorgesetzet hatte, allererst im Jahre 1733, und also zu einer Zeit zum Vorschein, da man meiner Händel mit dem Herrn Magister Sievers fast vergessen hatte. Ich hatte so wenig Lust, diese Händel fort zu setzen, daß ich mich nicht entschliessen konnte, eine Schrift drucken zu lassen, die nothwendig den Herrn Magister Sievers und viele andere noch mehr wider mich erbittern mußte. Aber endlich mußte ich den Vorstellungen meiner Freunde weichen. Mein Backmeister ward gedruckt, und mit demselben hatte mein Streit mit dem Herrn Magister Sievers ein Ende.“

„Ich bin, eigentlich zu reden, der Urheber desselben nicht gewesen. Der unbillige Verdacht, den der Herr Magister Sievers auf mich warf, und die ungegründeten Klagen, die er gegen mich führete, gaben Anlaß dazu. Ich habe ihm zwar nichts geschenket, und viele glauben, ich sey gar zu unbarmherzig mit ihm umgegangen: Allein seine Schriften waren unerträglich, und sein Stolz verdiente eine Züchtigung. Er selbst wird nie-

mals leugnen, daß meine Satyren ihm sehr heilsam gewesen sind, und ihn von vielen Ausschweifungen abgehalten haben. Ich glaube dieses darum, weil ich versichert bin, daß er jetzo, da er zu reifern Jahren gekommen ist, seine Schriften mit ganz andern Augen ansiehet, als vor diesem. Er hatte viel Gutes an sich, und ich habe ihn immer für den besten und vernünftigsten von allen meinen Gegnern gehalten. Seine Person ist mir allemal lieb gewesen; ob ich gleich seine Schriften verabscheuet habe, und noch verabscheue. Ich gönne ihm auch noch alles Gutes, und habe mit Freuden vernommen, daß er in Schweden befordert ist. Es ist dieses ein Glück, das er vielleicht in seinem Vaterlande nicht erlebet hätte, und mir fallen, so oft ich daran gedenke, die Worte des Cicero an den Trebatius ein: Est quod gaudeas, te in ista loca venisse, ubi aliquid sapere viderere *). Ich wünsche indessen von Herzen, daß er nicht als Compastor an der deutschen Kirche zu Nordköping sterben; sondern bald zu einer bessern und ihm angenehmern Stelle in seine Vaterstadt zurück berufen werden möge."

---

*) Epist. ad Familiares Lib. VII. Ep. 10.

Nun möge noch die über diesen Gegenstand von Liscov verfaßten und in den damaligen gelehrten und politischen Zeitungen, nämlich in den hamburgischen Correspondenten, in den hamburgischen Bericht, und niedersächsischen Nachrichten, abgedruckten Rezensionen und Anzeigen, der Vollständigkeit wegen, hier einen Platz finden.

No. 1.

Lübeck. Von da aus ist uns folgender Aufsatz zugesendet worden, welchen wir wörtlich einrücken. Unser Herr Magister Heinrich Jacob Sievers hat neulich die Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, mit kurzen exegetischen Anmerkungen erläutert, ans Licht gestellet. Das Werkgen bestehet aus 12 Bogen. Die Vorrede, der Text, die Historie von der Zerstöhrung Jerusalem, das dreyfache Register, und das merkwürdige Verzeichniß seiner

bishero herausgegebenen Schriften füllen den Raum von 10½ Bogen. Die Vorrede, welche von den Feinden und Freunden des Kreuzes Christi handelt, ist beweglich geschrieben, und jeder frommer Christ, der sie mit Andacht lieset, wird kein Bedenken tragen, den Herrn Verfasser, wie er inständig bittet, in sein Gebet zu schliessen, und Gott anzuflehen, daß er ihn mit Kraft ausrüsten, und mit Gaben zieren wolle. Die Anmerkungen sind kurz, doch gelehrt und brauchbar. Z. B. S. 30. bei dem Worte: daheime, wird aus Bugenhagens ersten niedersächsischen Ausgabe der Paßionshistorie sehr nützlich angeführet, daß es Plattdeutsch im Huse heisse, wie S. 33. zu den Worten: er stinket schon, aus eben dem Autore gründlich gezeiget wird, daß es in der niedersächsischen Sprache mit: He stinket rede, gegeben werde. S. 39. wird Füllen durch Valen erläutert, u. s. w. und noch auf dem Blatte, wenn der Text sagte: die Jünger brachten die Eselin zu Jesu, legten ihn Kleider darauf, und setzten ihn darauf, wird in einer feinen exegetischen Note sehr scharfsinnig gemuhtmaßet, daß es geschehen, damit er desto sanfter reiten mögte. Die Register sind sehr vollständig, und kann insonderheit das

letztere denen, die sich die niedersächsische Sprache geläufig machen wollen, statt eines Wörterbuchs dienen. Bey dem Verzeichnisse seiner bisshero herausgegebenen Schriften dienet denen Käufern zur Nachricht, daß wenn sie sich das 19te und 20ste Stück anschaffen, sie die Werke von No. 5. bis 17. inclusiv zu kaufen nicht nöhtig haben: indem diese sich zu jenen beyden, als Theile zu dem Ganzen verhalten. Man trägt indessen keinen Zweifel, es werde der Herr Magister fortfahren, seiner lieben Vaterstadt zum Ruhm, der berühmten Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zur Ehre, und seinen wehrten Eltern zum Trost, die Anzahl seiner Schriften zu vermehren.

No. 2.

Lübeck. Von daraus ist uns von Herrn Magister Sievers eigener Hand folgendes zugesendet worden. Er beschweret sich über die eingesendete Recension seiner Anmerkungen über die Passion. Wie wir uns nur durch das Original desjenigen, was eingesendet worden, rechtfertigen können: so bitten wir uns aus, uns mit dergleichen Aufsätzen zu verschonen, die noch dazu nicht selten Unkosten verursachen. Wer weiß aller Leute Umstände; und alle Anzüglichkeiten fallen nicht so leicht in die Augen. Wenn sich endlich die Herren balgen müssen: so müssen sie sich einen andern Kampfplatz, als unsern Zeitungen auslesen. Wir halten nichts von solchen Duellen. Magister Sievers lässet sich die anzügliche Recension, seiner Anmerkungen über die Passion, welche ein boshaftiger und neidischer Mensch dem Verferti-

ger dieses gelehrten Artikels zugesandt, und die dem 30sten Stücke dieser Zeitungen auf Verlangen eingerückt worden, so wenig anfechten, daß er schon aufs neue herausgehen lassen: Kurze, geistliche Andachten in gebundener Rede über einige Stücke aus der Paßion, welche mit göttlicher Hülfe an denen Sonntägen Judica, Palmarum und am stillen Freytage in der St. Marienkirche in Lübeck nach gehaltener Nachmittags Predigt musicalisch aufgeführt werden sollen. In Quarto 2 Bogen. Diese Andachten bestehen aus 3 poetischen Oratoriis, und handelt das erste von Judä Verrätherey, das andere von Petri Verleugnung, das dritte von den Wunderwerken bey der Kreuzigung Christi.

No. 3.

Hamburg. Sollte es uns auch gleich etwa jemand verdenken, so fahren wir dem ungeachtet fort, abermal einer Schrift zu erwehnen, die von dem aufgeweckten Verstande ihres Verfassers zeuget und den Titel hat: Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. oder L—e—s H—rm—n B—ckm—st—rs Rev. Minist. Cand. aufrichtige Anzeige der Ursachen, die ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter einem falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des (S. T.) Herrn Magister Sievers, imgleichen zu Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert 1733. in 8. von 3 Bogen. Schriften von solcher Art, als die gegenwärtige ist, zu verfertigen, sind

nur wenig geschickt. Die Vorrede soll der Verleger gemacht haben. Er giebt zu erkennen, daß ihm schon von einem halben Jahre das Manuscript davon zu Händen gekommen sey; und weil er, nach vieler angewendeten Mühe, dennoch nicht erfahren können, wer denn eigentlich unter dem X. Y. Z. verborgen liege: so habe er dasselbe, die Leser, so nicht mürrisch sind, damit zu belustigen, in öffentlichem Drucke bekannt zu machen, nicht länger anstehen wollen; indem er glaube, daß eine so wohlgesetzte Satyre der Welt nohtwendig gefallen müsse; und darin hat er, auch unserer Meinung nach, ganz Recht. Hierauf zeigt der Herr Verfasser im Vorberichte wie es die Liebe, die er sich selbst schuldig, erfordert, die garstigen Titel eines Spötters und Pasquillanten, die man ihm unschuldigerweise beygelegt, von sich abzulehnen und seine Ehre zu retten, weil es Ihm nicht gleichviel sey, was die Leute von ihm gedenken. Solches geschiehet nun in der Abhandlung selbst ganz nachdrücklich. Vornehmlich aber redet er mit dem Herrn Magister Sievers sowohl ohne Ernst, als im Ernst. Die Proben seiner grossen Gelehrsamkeit sind gerühmt, und zugleich dargethan worden, daß der Herr X. Y. Z.

des Herrn Magister Sievers in den Anmerkungen über die Zerstöhrung der Stadt Jerusalem durchaus nicht gespottet, sondern ihn nach Würden gelobet, auch dessen Anmerkungen über die Passion sich als ein Muster der Vortreflichkeit zur Nachahmung erkohren, und nichts gesagt habe, was ihm zur Beschimpfung gereichen könne. Gedachte Anmerkungen, heißt es ferner, wären deswegen unter einem verstellten Namen herausgekommen, um mit desto mehrerer Sicherheit zu vernehmen, was kluge Leute von des X. Y. Z. ersten Schrift urtheilen würden. Daß man sagt, er habe die Nachahmung glücklich getroffen, ist ihm lieb zu vernehmen; denen aber widerspricht er kräftiglich, welche in der irrigen Meinung stecken, man habe des Herrn Magisters gespottet, und ihn durch dergleichen Lobeserhebungen lächerlich zu machen gesucht. Der Herr Magister Sievers müsse, nach der theologischen Regel, von den eigentlichen Worten eines Scribenten nicht abweichen. Sey er auf das ihm gegebene Lob zornig: so mache er sich dadurch verdächtig, und verachte seine eigene Arbeit. Am angenehmsten ist zu lesen, was von des Herrn Magister Sievers Predigten zu St. Annen in Lübeck erzehlet,

zehlet, wird, wie er alda seine Zuhörer in der tiefen Theologie unterrichte, daß sie die Gnosticos, Valentianer und andere sowohl alte als neue Ketzer widerlegen können. Eine andächtige Frau soll aus seinen Predigten einen solchen Eifer gegen den Dippel geschöpfet haben, daß, als sie im Traume mit diesem Ketzer zu thun gehabt, sie ihren Mann unwissend in das rechte Auge geschlagen, daß es ihm braun und blau geworden. Endlich aber wird dem Herrn Magister Sievers im Ernst vorgehalten, wie unbedachtsam er in seinen Predigten gehandelt, daß er nicht nur den Verfasser der Anmerkungen über die Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, sondern auch den Drucker, die Verkäufer und alle, die sie gelesen, verflucht, und in den Abgrund der Hölle verdammet. Solches ist auch wohl die Hauptursache der gegenwärtigen Schrift gewesen, um den Herrn Magister zur Erkenntniß seines übeln Verfahrens zu bringen; indem sein Bann, aus Ermanglung der Ordination, noch nicht gültig. Von dem oberhalb des Titels stehenden Namen sagt der Herr Verfasser, daß er sich damit dem Herrn Magister Sievers, als einem Manne, der seinen Talmud so fertig als seinen Abendsegen lieset, alleine

kund geben wollen, indem er denselben leichtlich auch im Deutschen ohne puncta vocalia zu lesen fähig sey. Ganz zuletzt werden diejenigen abgefertigt, welche sich etwa unterstanden, von des Herrn Verfassers Schrift eine unbillige Censur zu ertheilen: mit der angehängten Warnung, daß dergleichen nicht weiter geschehen möge, denn er sey von Herzen fromm, aber mache man ihm böse, so tauge er auch nicht viel.

No. 4.

Lübeck. Dem hiesigen Buchhändler Schmidt ist eine auf 3 Bogen in 8. gedruckte Schrift zum Verkauf übersandt worden, unter dem Titel: Kurze, aber dabey deutliche und erbauliche Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn Magister Heinrich Jacob Sievers verfertiget, und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Passion ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. Frankfurt und Leipzig, 1732. Der Verfasser machet den Anfang mit einer langen Vorrede zum Lobe des Herrn Magister Sievers, ertheilet darauf die Anmerkungen selbst, als eine Nachahmung der sieverischen Schreibarten, und beschliesset mit einer Entschuldigung an den Leser. Wer diese Schrift mit den sieverischen Anmerkun-

gen über die Passion, welche kürzlich in Lübeck heraus gekommen sind, zusammen hält, wird finden, daß der Verfasser sich überall im Loben, Nachahmen und Entschuldigen als einen wahren Nachfolger des berühmten Dr. Swift aufgeführet habe. Nur ist es Schade, daß seine Arbeit auch an Fehlern der steverischen einigermaßen ähnlich geworden ist; wiewohl ein verständiger Leser leicht bemerken kann, in welcher von gedachten beyden Schriften die Fehler dem Drucker, und in welcher sie dem Verfasser beyzumessen sind.

No. 5.

Leipzig. Es ist allhier eine kleine Schrift von 3 Bogen in 8. zu haben, deren Aufschrift diese ist: Vitrea fracta, oder, des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar st. v. Anno 1732. auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Nebst einem Kupfer, welches die Figuren auf der gefrornen Fensterscheibe vorstellet. Man siehet bald, daß dieses eine wohl ausgesonnene Satyre auf einen oder mehrere Gelehrten ist, welche, zumal in Untersuchung der Natur, bisweilen zu weit gehen, und sich sowohl dadurch, als durch eine nicht genug gezähmten Ehrsucht, verständigen Leuten lächerlich machen. Die Erfindung ist anmuthig, und die Ausführung kömmt ihr vollkommen gleich. Daher wird sie alle Leser, diejenigen aber noch mehr, vergnügen, welche vielleicht dazu den rechten Schlüssel haben.

No. 6.

Rostock. Von da hat man uns folgende Nachricht allhier einzurücken zugesendet. Demnach die neulich gedruckte kleine Schrif: Vitrea fracta genannt, nicht unbillig befürchten lässet, es werde der sceptische X. Y. Z. welcher mit dem Ritter Clifton in einer Haut stecket, zu noch fernerer vermeintlicher Beschimpfung eines gewissen hochverdienten Gelehrten, mit welchem er schon in den Anmerkungen über die Zerstöhrung Jerusalems so unbarmherzig umgesprungen ist, alle in dem diesen Anmerkungen angehängten Catalogo edendorum specificirte Spöttereyen, wirklich mit der Zeit ans Licht stellen: Als ist ein genuiner Auditor und Respondens obwohlgedachten Polyhistoris, aus schuldiger Dankbarkeit gegen seinen theuren Herrn Praeceptorem und resp. Praesidem, entschlossen, dessen vorerwähnten verkappten

Antagonisten mit allen seinen Einbläsern, vermittelst eines wichtigern Werks, ad absurdum zu bringen. Man füget hiemit den Titel desselben als einen testem des weitläuftigen Inhalts und angenehmen Vortrags hinzu: Die zerbrochene und wieder geflickte Fensterscheibe, oder sonnenklarer Beweis, daß des Ritters Robert Eliston Schreiben an einen gelehrten Samojeden keine Uebersetzung, sondern ein gegen die Spec. Cur N. Viri cujusdam celeb. gerichtetes fanglantes Original-Figmentum, aber mit mehr als (x) Unwahrheiten von dessen Fatis und Familie, wie überhaupt mit unzähligen Vitiis Ortho- et Typographicis bestreuet sey. Nebst einer neuen Methode, die Indifferentisten aus den Kupfern ihrer Bücher zu erkennen, und einer vorläufigen Abfertigung aller Mocquerien, welche noch inskünftige von giftigen Federn gegen den Herrn Magister Sievers geschrieben werden dürften, könnten oder möchten. Alles mit Demonstrationibus Mathematicarum aemulis, quoad (y). Falsa aber großentheils mit Instrumentis Notarialibus erhärtet von S——philo. Man wird der Wahrheit zur Steuer, diese Apologie beschleunigen, weil man schon Nachricht hat, daß einige unbesonnene Leute,

die doch den guten Freund besser kennen sollten, nachdem sie in des Cliftons Schreiben von Mackewind gelesen, anfangen, ihn für einen Mann dieses Namens zu halten, also, daß die vindicia seiner Studiorum Exegetico-Homiletico-Polemico-Poetico-Medico-Litterario-Curiosorum höchst erforderlich sind.

Ende des ersten Theils.

